



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Vierter Abschnitt. Die Ergebnisse.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Vierter Abschnitt.

Die Ergebnisse.

1.

Die Frage über Ursprung und Wesen der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache war eine der ältesten. Ohne eine positive Entscheidung zu geben, erörtert der Platonische Kratylus, ob die sprachlichen Benennungen von Natur dem Benannten zukommen, oder durch Uebereinkunft ihm beigelegt worden. Er erörtert sie in einer Weise, daß man sieht, wie geläufig das Problem in dieser Fassung seinen Zeitgenossen war, vielbesprochen offenbar von den Schülern des Heraklit und von den Sophisten. Beim Aristoteles kehrt dieselbe Frage wieder und wird auf's Bestimmteste dahin entschieden, daß die Sprache von den Menschen gemacht, daß die Wörter *κατὰ συνθήκην* entstanden seien. Weiter theilten sich die Schüler Zenon's und Epikur's in die entgegengesetzte Beantwortung. Seit Bacon sofort überwog die Aristotelische Ansicht. Ihm wie seinen Nachfolgern, von Hobbes bis Berkeley, ist die Sprache ein menschliches Gemächt, welches, zum Behuf des gesellschaftlichen Verkehrs erfunden, die wahre Beschaffenheit der Dinge verhüllt und daher die Quelle der größten Irrthümer ist. Auch bei Spinoza und Leibnitz wiederholen sich diese Anschauungen, während der französische Materialismus, in seiner Weise, darauf aus war, eine Physiologie der Sprache zu geben, wie er eine Physiologie des Geistes und der Ideen zu entwerfen versuchte. Von dem größten Interesse mußte das alte Thema für die deutsche Auf-

klärung des 18. Jahrhunderts sein. Es schlug ein in die Aufmerksamkeit, welche die empirische Psychologie bei den damaligen Popularphilosophen erweckte. Der pragmatifirende Verstand und die oberflächliche Erklärungsfucht dieser ganzen Richtung führte aber natürlich abermals zu der Entscheidung, daß die Sprache eine menschliche Erfindung und die Wörter zum praktischen Gebrauch erfunden, willkürlich verabredete Zeichen für die Dinge seien. Mit dieser Ansicht stieß die Aufklärung auf keinen anderen Widerspruch, als auf den der Theologie. Die Frage war allerdings in ein neues Stadium getreten, wenn die Theologen, den Aufklärern gegenüber, jetzt den göttlichen Ursprung der Sprache behaupteten. Allein im Grunde war es nur derselbe Pragmatismus und dieselbe Oberflächlichkeit, womit von den Einen die Menschen, von den Andern Gott zum Erfinder und Lehrer der Sprache gemacht ward. Dennoch gab dieser neue Gegensatz der Ansichten den Anstoß zu einer Untersuchung, bestimmt, das alte Problem einen Schritt näher seiner Lösung entgegenzuführen. Es geschah auf Anlaß einer Preisausschreibung der Berliner Akademie der Wissenschaften, daß Herder in einer gekrönten Preisschrift für den menschlichen Ursprung der Sprache in die Schranken trat. Herder verdrängte die Hypothese von der göttlichen Einsetzung der Sprache, indem er den Sinn ihrer menschlichen Entstehung vertiefte. Auf dem Boden der Aufklärung ging er über die Aufklärung hinaus. Er machte den Menschen menschlicher, indem er ihn in lebendigem Zusammenhang mit der Natur faßte. Er ließ ihn die Sprache schaffen, indem er sich mit dichterischem Geist in ihr Wesen und Werden versetzte. Der Mensch als Mensch hat Sprache erfinden können und müssen. Auf dem Grunde seiner natürlichen Organisation und seines Zusammenhangs mit der Natur erhebt sich als die charakteristische Eigenheit seiner Gattung die Besonnenheit, d. h. die Reflexionsfähigkeit. Diese Besonnenheit, frei wirkend, hat Sprache mit Nothwendigkeit hervorbringen müssen. Sie hat die Töne der umgebenden Natur zu Merkzeichen gestempelt und sie vermenschlicht. Sie hat ebenso Gestalt und Farbe der Außenwelt durch Vermittelung des Gefühls zu Sprachlauten umgewandelt. Die Sprache demnach ist weder so übermenschlich, daß Gott sie erfinden müßte, noch so unmenschlich, daß jedes Thier sie erfinden könnte. Sie ist nicht das unausbleibliche Product der

blos physischen Organisation der Sprachwerkzeuge. Sie ist nicht ein mechanisch sich gestaltender Schrei bloßer Empfindung. Sie ist am wenigsten durch willkürliche Convention der Gesellschaft entstanden, sondern sie ist Einverständniß der menschlichen Seele mit sich selbst und ein so nothwendiges Einverständniß, als der Mensch Mensch war. Sie ist der Unterscheidungscharakter unserer Gattung von außen, wie es die Vernunft von innen ist. Diesen Herder'schen Ausführungen gegenüber hätte nun zwar Hamann gern die „höhere Hypothese“ des göttlichen Ursprungs der Sprache aufrechterhalten. Die Wahrheit ist, daß er sich mit Herder wesentlich auf dem gleichen Boden befindet. Die theologische Wendung, die er der Herder'schen Ansicht zu geben versucht, die mystische Färbung, durch die er sich bemüht, sie zu verdunkeln, Beides dient lediglich dazu, zu beweisen, daß eine Vertheidigung der göttlichen Einsetzung der Sprache, wie die von Süßmilch, fortan zur Unmöglichkeit geworden war.

In diesem Punkte nun wurde die Frage von Humboldt aufgenommen und weitergeführt. Die Sprache ist keine Erfindung oder Einsetzung der Menschen, allein sie ist durchaus menschlichen Ursprungs und Wesens, dies zwiefache Ergebnis galt es, näher zu bestimmen und tiefer zu durchdringen. Es galt, dasselbe aus der poetischen Unbestimmtheit, die es bei Herder hatte, zu wissenschaftlicher Klarheit zu erheben. Es galt, durch eine tiefere Fassung des Menschlichen ähnlichen Verdunkelungsversuchen wie die Hamann'schen allen Boden und Anhalt zu entziehen. Die Mittel hiezu lagen in der scharfsinnigen Analyse, welche Kant, und in der vollen und glänzenden Darstellung, welche Schiller und Göthe von dem Gehalt und Wesen der Menschennatur gegeben hatten. Von dem Boden der kritischen Philosophie und des ästhetischen Humanismus ausgehend, erweisen sich die Humboldt'schen Ansichten fast durchweg als Läuterung, Ausführung und Rechtfertigung dessen, was zuerst in poetischer Intuition ergriffen zu haben das unbestreitbare Verdienst Herder's ist.

Vom göttlichen Ursprung der Sprache daher ist zunächst bei Humboldt nicht mehr die Rede. Der theologische Gesichtspunkt existirt hier so wenig für ihn, wie auf dem Gebiete der Politik. Er ist gleich entfernt von der göttlichen Einsetzung des Staats wie von der göttlichen Einsetzung der Sprache. Er geht dort, wie hier

ausschließlich von menschlichen, aber dort wie hier zugleich von den höchsten menschlichen Gesichtspunkten aus. Nicht minder entfernt ist er daher von der pragmatisch-aufklärerischen Ansicht einer Erfindung der Sprache. „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein;“ sie „ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre.“¹⁾ Es gehört nach Humboldt zu den irrigsten Ansichten, die man über die Entstehung der Sprache fassen kann, wenn man dieselbe vorzugsweise aus dem Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung ableitet. Die Worte, vielmehr, „entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust;“ der Mensch „ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“²⁾ Es ist nur ein anderer Ausdruck hierfür, wenn anderwärts die Quelle der Sprache in dem „allgemeinen Sprachvermögen“ gesucht, oder wenn die Sprache als die „natürliche Entwicklung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage“³⁾ bestimmt wird. Eben hierin beruht, wenn man will, die tiefere Wahrheit und das Recht der Ansicht von der göttlichen Einsetzung der Sprache. Wenn menschlicher Ursprung so viel heißen soll, daß die Sprache ein Erzeugniß der Reflexion und Convention, überhaupt das „Werk“ der Menschen oder gar des Einzelnen sei, so wirft sich Humboldt dem gegenüber — in einer früheren Periode allerdings seiner Sprachstudien — in den Ausdruck, daß die Sprache vielmehr „als ein wahres, unerklärliches Wunder aus dem Munde einer Nation und als ein nicht minder stamenswerthes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes und mit Gleichgültigkeit übersehenes aus dem Rallen jedes Kindes hervorbreche.“ Das echt- und ewig Menschliche ist ihm als solches identisch mit dem Göttlichen; nur deshalb will er nicht ausdrücklich „der überirdischen Verwandtschaft des Menschen“ gedenken.⁴⁾ Ja, noch in dem Briefe an Rémusat weist er zwar auf's Bestimmteste die Annahme mehr als menschlicher Kräfte zur

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 252. 253; vergl. auch Einleitung zum Briefwechsel mit Schiller S. 41.

2) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 60. 61.

3) Ebendaf. S. 90 und 304.

4) Ankündigung a. a. O. S. 498.

Erklärung der Sprache zurück; Ursprung und Entwicklung der Sprache erklärt sich ihm vollkommen aus der freien Schöpferkraft der Nationen, aus dem „genie inné à l'homme pour les langues;“ allein, daß diese Kraft nun auch in ihrer freien Selbstthätigkeit vollständig anerkannt werde! denn ehe er hierauf verzichte, wolle er lieber der Ansicht derer beitreten, welche den Ursprung der Sprachen auf unmittelbare göttliche Offenbarung zurückführen: — „ils reconnaissent au moins l'étincelle divine, qui luit à travers tous les idiomes, même les plus imparfaits et les moins cultivés.“¹⁾

Die erste nähere Bestimmung nun dieses menschlichen Ursprungs der Sprache liegt bei Humboldt in dem oft wiederholten Satze, daß die Sprache in erster Instanz aus der „Physiologie des intellectuellen Menschen“ zu begreifen sei. Denn in der Sprache „wirkt der menschliche Geist wie Natur.“ Sie ist „das Werk des Vernunftinstinctes.“ Sie ist Product der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft, oder, wie es ein ander Mal heißt, die Erzeugung der Sprache ist auf dem ersten „Durchbruchspunkte der Geistigkeit“ in den Einzelnen und den Völkern zu suchen.²⁾

Mit alle dem aber ist auch bereits ihr allgemeinstes Wesen bestimmt. Als ein Product des intellectuellen Instinctes der Menschennatur ist sie ewig lebendig wie diese selbst. Sie ist „nicht wie ein todttes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung anzusehen.“ In ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist sie etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes. Sie ist ganz Leben und ewige Gegenwart. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige Aufbewahrung, die der lebendigen Wiedererweckung bedarf. Sie ist „kein Werk (ἔργον), sondern eine Thätigkeit (ἐνέργεια).“³⁾

Und zwar ist es der volle und ganze Mensch, welcher in der Sprache energirt. Immer wieder kommt Humboldt auf diesen Punkt zurück und wiederholt schärft er ein, daß, wenn von einem

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 337.

2) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 253. 254. Lettre, G. W. VII. 336. Ueber den Zusammenhang der Schrift, G. W. VI. 428.

3) Einleitung zur Kawi-Sprache, G. W. VI. 40. 42.

allgemeinen Sprachvermögen die Rede sei, nicht eine isolirte Kraft darunter zu verstehen sei, sondern der ganze Mensch, in der Totalität seiner Kräfte, sofern dieselben in der Richtung auf Sprachherzeugung thätig seien.¹⁾

Aus dieser Quelle aber entspringend, nimmt sie auch Theil an der lebendigen Energie des menschlichen Wesens. In ihrer Thätigkeit schmelzen dieselben Gegensätze zusammen, deren lebensvolle Einheit der Mensch ist. Der allgemeinste Ausdruck ihres Seins und Wirkens ist: Vermittlung. „Die Sprache ist überall Vermittlerin.“²⁾

Sie ist Vermittlerin zunächst zwischen der endlichen und unendlichen Natur des Menschen. „Zum Symbol verschmolzen, prägt sich in ihr die zwiefache Natur des Menschen aus.“³⁾ Mit diesen Bestimmungen wird in reinerer und gebildeter Form wiederholt, was in seiner wüsten und abgeschmackten Weise und in unmittelbar kritischer Beziehung auf Kant der Magus im Norden orakelt hatte. In der „gemeinen Volkssprache“ hatte Hamann „das schönste Gleichniß für die hypostatische Vereinigung der sinnlichen und verständlichen Naturen, den gemeinschaftlichen Idiomenwechsel ihrer Kräfte“ u. s. w. erblickt. Hier, in der Sprache, könne man „Heere von Anschauungen in die Feste des reinen Verstandes hinauf- und Heere von Begriffen in den tiefsten Abgrund der fühlbarsten Sinnlichkeit herabsteigen“ sehen. Dieser Hamann'sche Text, den man vollständiger bei ihm selbst nachlesen mag,⁴⁾ wird, wie gesagt, von Humboldt erst bestätigt und allmählig vollständig commentirt. In der Sprache — man liest diese Grundbestimmungen bei ihm fast auf jeder Seite — verbindet sich Subjectives mit Objectivem. Es wirkt in ihr Spontaneität und Receptivität zusammen. Dadurch wird im sprachlichen Act die Außenwelt verinnerlicht und vermenschlicht. Die Sprache übersetzt die Natur in's Menschliche und zwar ebenso die Gegenstände der Natur wie ihre formale Gesetzmäßigkeit. Sie ist „une prosopopée continue.“ „Wie der einzelne Laut zwischen

1) S. z. B. Einleitung a. a. D. S. 304.

2) Ankündigung a. a. D. S. 497.

3) Borerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller S. 38.

4) Metakritik über den Purismus d. reinen Vernunft, Schriften, Bd. VII. 1 ff.

den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die äußerlich und innerlich auf ihn einwirkende Natur.“ Sie ist eine „an Töne geheftete geistige Welt, welche zwischen dem Menschen und der Außenwelt vermittelt.“ „Zugleich mit dem dargestellten Object giebt sie die dadurch hervorgebrachte Empfindung wieder, und knüpft, in immer wiederholten Acten, die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammen.“¹⁾

Sie ist Vermittlerin ebenso „zwischen dem einen und dem andern Individuum,“ zwischen dem Einzelnen und seiner Nation, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Das Leben, aus dem sie hervorstreimt, haucht ihr lebendiger Klang in den Sinn, der sie aufnimmt. Sie „läßt sich überhaupt nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung denken,“ bei welcher „Jeder seine und aller Uebrigen Arbeit zugleich in sich tragen muß.“²⁾ Denn „Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft.“ „In dem Verstehenden wie in dem Sprechenden muß der Stoff der Rede aus der eignen inneren Kraft entwickelt werden, und was der Erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung.“³⁾ Durch diese Seite ihrer vermittelnden Wirksamkeit vor Allem bestätigt sich, daß die Sprache menschlichen Wesens und Ursprungs ist. Hier ebendeshalb lösen sich die Antinomien, die uns zunächst an der Erscheinung der Sprache entgegenreten.

Zuerst nämlich: Die Sprache ist nie das Werk des Einzelnen, sondern gehört immer der ganzen Nation an. Dennoch ist eine jede bestimmt, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Sie umfaßt die beiden Eigenschaften, sich als Eine Sprache in unendlich viele zu theilen, und diese vielen wieder als Eine zu vereinen. Ebenso zweitens. Die Sprache ist ewig lebendige Erzeugung; sie ist wesentlich Sprechen. Allein sie ist nicht blos dies Flüssige, sondern ebenso ein Festes. Es erzeugt sich in ihr ein

1) Vergl. z. B. Einleitung a. a. O. S. 53. 59. Ueber die Buchstaben-schrift etc., G. W. VI. 530 und öfter.

2) Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon, G. W. III. 13.

3) Einleitung S. 55.

Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbständigen Macht erwächst. Sie ist nicht bloß Sprechen, sondern zugleich Gesprochenhaben. Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht gerade in dem Widerstreit, daß sie etwas der Seele Fremdes und doch zugleich ihr Angehöriges, objectiv einwirkend und in Eins subjectiv gewirkt, zugleich Passivität und zugleich Activität ist.

Die eine wie die andere Antinomie löst sich durch den menschlichen Ursprung und den menschlichen Charakter der Sprache. Denn zuerst: Das individuelle Sprechen ist verknüpft mit dem Sprechen der Nation, das Sprechen der Nationen mit der Sprache überhaupt durch das übergreifende Band der Einheit der menschlichen Natur. Eben durch diese, im Sprechen der Muttersprache, im Erlernen einer fremden Sprache sich lösende Differenz führt die Sprache den Beweis, „daß der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, daß Ich und Du nicht bloß sich wechselseitig fordernde, sondern, wenn man zu dem Punkt der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und daß es in diesem Sinn Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen, hilfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen hin bis zu dem uralten Stamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich sein würde.“¹⁾ Und ebenso zweitens. Auch der Gegensatz, in der Fassung des Widerstreites von Activität und Passivität, löst sich durch jene Einheit der menschlichen Natur. „Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über.“ Was mich in der Sprache als einem Festen, Traditionellen bestimmt und beschränkt, „ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.“²⁾

So bleibt hier nur der Gegensatz zwischen der „Erscheinung“ der menschlichen Natur als einer individuell gespaltenen und des „Ansich“ dieser Natur, „wenn man zu diesem Punkte nur hindringen

1) Ankündigung S. 498.

2) Einleitung S. 65.

könnte.“ Es bleibt der Satz, daß „die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist“ in unmittelbarer Zusammenstellung mit dem andern, daß wir „auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren als eines individuellen Bewußtseins haben.“¹⁾ Will man diesen Ausblick in eine unendliche Perspective, wie Humboldt selbst einmal in einer Parenthese dazu den Ansatz macht, und wie Steinthal²⁾ ausdrücklich thut, durch das Wort der Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes schließen, so wird dagegen wenig einzuwenden, es wird nur leider durch diese „Ueberwindung des Kant'schen Dualismus“ an positiver Einsicht wenig gewonnen sein. Für uns erläutert sich hier nur, in welchem Sinn man sagen kann, daß sich auch für Humboldt die Spuren des menschlichen Ursprungs und Wesens der Sprache in einen göttlichen Ursprung verlaufen. Wie Humboldt selbst diesen Dualismus nicht durch metaphysische Bestimmungen, sondern praktisch auflöste, werden wir da sehen, wo wir uns seine Ansichten über Methode und Ziel der Sprachwissenschaft vorführen werden.

2.

Nähere Analyse des Sprachverfahrens.

Theilhabend an der lebendigen Energie des menschlichen Wesens ist also die Sprache Vermittlerin zwischen dem Menschen und der Natur, Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Menschen. Alle Vermittelung, alle wahre Vermittelung ist nun zwar nach ihrem letzten Grunde etwas Unbegreifliches:³⁾ allein bis auf einen gewissen Punkt wenigstens kann man dem sprachlichen Hergange nahe treten und ihn zu analysiren versuchen.

Die abstracte Grundlage für die Handlungsweise des Vernunftinstinctes kann nur in dem nothwendigen Mechanismus des geistigen Lebens gesucht werden. Wiederholt legt Humboldt denselben bloß. Die Thätigkeit der Sinne verbindet sich synthetisch mit der inneren Handlung des Geistes. Aus dieser Verbindung, „aus

1) Einleitung S. 31.

2) Ueber den Ursprung der Sprache (Berlin 1851) S. 17.

3) Ankündigung S. 498.

der bewegten Masse des Vorstellens“ reißt sich die Vorstellung los und stellt sich der subjectiven Kraft wie ein Gegenstand, mit dem Charakter der Objectivität gegenüber. Man könnte sagen, dieser Hergang erzeuge Sprache, wenn man nicht richtiger sagen müßte, nur durch die Sprache sei er allererst möglich, er sei selbst nichts andres als Sprache. Die Vorstellung wird nicht zur Vorstellung, d. h. zu etwas Objectivem, welches nun auf's Neue wahrgenommen werden und so in's Subject zurückkehren kann, außer durch Sprache. Denn in ihr „bricht sich das geistige Leben Bahn durch die Lippen“ und „das Erzeugniß desselben kehrt sofort zum eignen Ohr zurück.“ Das unbestimmte Wirken des geistigen Vermögens, wie Humboldt diesen Hergang ein ander Mal in schönem Bilde beschreibt, „zieht sich in ein Wort zusammen, wie leichte Gewölke am heitren Himmel entstehen.“ So zeigt der Mensch sich selbst als einem Andern, seinem Ich als einem Du die Welt, und zwar die innere wie die äußere, durch Sprache an. Sie ist, als nothwendige Bahn und Körper seiner geistigen Thätigkeit, mit dieser unmittelbar identisch. Sie ist ebendamit in Einem und demselben Acte Objectivirung des Subjectiven und Rückkehr des Objectiven in's Subjective, zugleich Selbstverkehr des Menschen mit sich und Bedingung der Vermenschlichung der Natur. Das zwiefache Vermittelungsgeschäft der Sprache erscheint von hier aus als ein einziges und identisches.

Mittelbar aber fällt eben damit auch ihre weitere Thätigkeit der Vermittelung des Einzelnen mit dem Einzelnen und dem ganzen Geschlecht zusammen. Schon sich selbst, wie gesagt, vermittelt der Mensch sein eigenes Vorstellen als einem Andern. „Ohne irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.“ Des „Denkens,“ sagt Humboldt nach dem ihm eignen, von ihm selbst erläuterten weiten Gebrauch dieses Wortes, — desjenigen Objectivirens der geistigen Thätigkeit, meint er, welches allem Denken zu Grunde liegt. In diesem Sinn also ist die Sprache „auch bei'm einsamsten Denken unentbehrlich.“ Allein noch vollendeter erscheint die Objectivirung, wenn die geschilderte Spaltung „nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und

denkenden Wesen möglich ist.“ „Die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt.“ Die Wechselrede mit einem andern Du ist also nur eine hellere Erscheinung des in der Natur der Sprache begründeten Verkehrs mit dem eignen Du. Der Subjectivität wird dabei nicht nur nichts geraubt: — denn der Mensch ist und fühlt sich immer Eins mit dem Menschen; sondern auch sie vielmehr wird, zugleich mit der gesteigerten Objectivität, verstärkt: — denn die in Sprache verwandelte Vorstellung gehört nun nicht mehr ausschließend Einem Subject an. „Indem sie in Andre übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die Andern in sich tragende Modification besitzt.“ In der Erscheinung daher entwickelt sich die Sprache nur gesellschaftlich, „und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andern versuchend geprüft hat.“

So Humboldt; und es ist hier wie sonst interessant, wie er durch tiefere Begründung zugleich zu einer schärferen Fassung der geistreichen, aber noch vagen Herder'schen Bestimmungen gelangt. „Vortrefflich,“ so perorirt Herder, nachdem er bereits den Hauptpunkt seiner Untersuchung festgestellt hat, „vortrefflich, daß die Sprache, dieser neue künstliche Sinn des Geistes, gleich in seinem Ursprunge wieder ein Mittel der Verbindung ist und sein muß! Ich kann nicht den ersten menschlichen Gedanken denken, nicht das erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire, oder zu dialogiren strebe; der erste menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit Andern dialogiren zu können. Das erste Merkmal, was ich erfasse, ist Merkwort für mich, und wird Mittheilungswort für Andre.“¹⁾

Mit alle dem nun aber kennen wir nur erst das abstracte Grundgesetz für die Vermittelungsthätigkeit der Sprache. Was ist

1) Sämmtliche Werke, Taschenausgabe (1827). Zur Philosophie und Geschichte, Bd. II. S. 54. 55. Die obigen Auseinandersetzungen Humboldt's finden sich in zum Theil wörtlicher Wiederholung: Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien a. a. O. I. Ueber den Dualis, S. W. VI. 590. 591 und Einleitung S. 53 — 55; vergl. auch Einleitung zur Agamemnonübersehung, S. W. III. 13.

der concrete Inhalt dieser Thätigkeit? In welcher bestimmter Weise trägt und vollzieht die Sprache den in sich zurückkehrenden Geistesproceß, oder, — denn dies ist dasselbe — welches sind die constitutiven Elemente der Sprache?

Energie und Vermittelung ist ihr Wesen. In diesen beiden Begriffen geht daher auch ihre concrete Natur auf. Um deren allgemeinste Definition mit Humboldt's eignen Worten voranzuschicken: sie ist, sofern nur die Totalität des Sprechens als die Sprache angesehen werden kann, — „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“¹⁾. Sie ist also Vermittelung des Geistigen überhaupt, oder wie Humboldt abkürzend sagt, des Gedankens, mit dem Laut, und zwar vermittelnde Energie — eine nie rastende, sich immer erneuernde, nie in einem abgeschlossenen Resultat ausruhende Arbeit. Will man, was sie lebendig in einander überführt, zum Behuf der Analyse auseinanderhalten, so unterscheiden sich in ihr als ihre zwei constitutiven Principe der innere Sprachsinn und der Laut. Man kann in dem, was ursprünglich und eigentlich eine Einheit ist, in dem allgemeinen Sprachvermögen, eine ideenerzeugende und eine ideenbezeichnende Kraft distinguiren, und die Sprachbildung demgemäß als eine Erzeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit, den Laut, zu überwinden hat.²⁾

Wie nun in dem allgemeinen Sprachvermögen, oder in dem „Drange“ des Sprechens dieses Beides verbunden ist, bleibt allerdings ein Geheimniß. Die „unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur.“³⁾ Dennoch aber führt die Beobachtung und Vergleichung beider Elemente wenigstens auf das Verständniß der inneren Möglichkeit ihrer Verbindung und Durchbringung.

Es besteht nämlich zuerst, ganz allgemein betrachtet, eine

1) Einleitung S. 42 und öfter.

2) Ebendaj. S. 304 und 88.

3) Ebendaj. S. 51.

klar in die Augen springende Wahlverwandtschaft und Analogie zwischen dem „Gedanken“ und dem Laut. Eine der schönsten Entwicklungen in Humboldt's großer einleitender Abhandlung ist der Auseinandersetzung dieser Analogie gewidmet. „Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stöße vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgeriffener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzet der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft.“ Im Laute empfängt das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja, bei dem der Stimme entfallenden Laut, einer wirklichen Handlung, wie die denkende Thätigkeit selbst ist. Weiter. „Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht.“ Neben der Einheit ferner und Schärfe des Lauts, die dem Bedürfniß des Verstandes entsprechen, verdrängt derselbe doch keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände hervorbringen, sondern ist im Stande, sich an die Totalbeschaffenheit des Gegenstandes sowie an die ganze individuelle Empfindungsweise des Sprechenden anzuschmiegen. Als lebendiger Klang geht der Laut der Stimme „wie das athmende Dasein selbst aus der Brust hervor“ und haucht also das Leben selbst, aus dem er hervorgeht, in den Sinn, der ihn aufnimmt. Zum Sprachlaut endlich „paßt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporggerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen; sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, sowie der Geberde der Hände, begleitet zu werden und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.“¹⁾

1) Einleitung S. 51 — 53.

Nicht genug jedoch mit dieser allgemeinen Analogie zwischen dem Gedanken und dem Laut. Dieselbe bewährt sich und tritt am hellsten hervor in der Articulation. Articulation oder Gliederung ist das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes sein könnte.¹⁾ In der Articulation berührt sich das Bedürfnis des Gedankens und die Fähigkeit des Lautes: aus der Berührung in diesem Punkte springt die Sprache hervor. In der Articulation der Laute liegt ihre gedankenbildende Eigenschaft: in der Articulation des Gedankens liegt seine den Laut zur Sprache umwandelnde Macht. Näher nämlich so. Die Function des Denkens zuerst geht wesentlich auf in dem Begriff der Gliederung. Die Wirkungsform des Geistes besteht in einem Zwiefachen. Er zerlegt sein Gebiet, d. h. die unbestimmte Masse des Vorstellbaren, in Elemente, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Er geht zweitens eben dabei beständig auf einheitliche Zusammenfassung des Mannigfaltigen aus. Ebenso nun verfahren die Sprachwerkzeuge mit dem Laut. Jene sind die Executoren der articulirenden Thätigkeit des Geistes; dieser besitzt die Eigenthümlichkeit, sich durch die Sprachwerkzeuge zum articulirten Laut gestalten zu lassen. Die Articulation somit ist recht eigentlich das verknüpfende Dritte, worin für die Geistesthätigkeit einerseits, für den Laut andererseits die Möglichkeit liegt, zur Sprache zu werden. In den Taubstummen führt uns die Natur gleichsam selbst die Abstraction dieses zwischen Laut und Gedanken vermittelnden Dritten vor, — das nackte Articulationsvermögen. Nur durch dieses lernen auch sie verstehen und sogar sprechen, „indem sie durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andern aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen.“ Handelt es sich daher um eine Definition des articulirten Lautes, so kann dieselbe höchstens bis zur Angabe derjenigen nothwendigen Merkmale gelingen, welche nur eben als das Charakteristische an der articulirenden Thätigkeit des Geistes hervorgehoben wurden. Zuerst also die Fähigkeit der Zerlegbarkeit und Zusammenfügbarkeit, sodann mit der Möglichkeit reiner Geschie-

1) Ueber die Buchstabenschrift ic., G. W. VI. 537. 545.

denheit verbundene, scharf zu vernehmende Einheit. Jeder Versuch, ihn nach seiner Körperlichkeit oder seiner bloß physischen Beschaffenheit zu beschreiben, muß scheitern. Man bringt es bei diesem Versuch kaum über negative Bestimmungen hinaus. Der articulirte Laut ist ein sich einzeln abschneidender Laut, — nicht ein verbundenes und vermischtes Tönen oder Schmettern, wie die meisten Gefühls-laute. Sein charakteristischer Unterschied liegt nicht „musikalisch in der Höhe und Tiefe“ — und er beruht ebensowenig „auf der Dehnung und Verkürzung, Helligkeit oder Dumpfheit, Härte oder Weiche.“ Erschöpfend und ausschließend wird das Wesen der articulirten Töne immer nur aus dem Begriff der Sprache heraus ergriffen, als der durch Articulation Gedanken und Laut verknüpfenden Erzeugung. Man ergreift es dadurch, daß man ihnen die Eigenschaft zuschreibt, „unmittelbar durch ihr Ertönen Begriffe hervorzubringen, indem theils jeder einzelne dazu gebildet ist, theils die Bildung des einzelnen eine in bestimmbaran Klassen bestimmbar Anzahl gleichartiger aber specifisch verschiedener möglich macht und fordert, welche nothwendige oder willkürliche Verbindungen mit einander einzugehen geeignet sind.“ Dasjenige, was den articulirten Laut sowohl vom thierischen Geschrei wie vom musikalischen Ton unterscheidet, ist lediglich seine Absicht und Fähigkeit zur Bedeutsamkeit durch Darstellung eines Gedachten. Articulierte Laute — darauf reducirt sich jeder derartige Definitionsversuch — sind Sprachlaute, und umgekehrt.¹⁾

Auch mit der Articulation indeß kennen wir nur erst die unterste Bedingung und die allgemeinste Bahn, in welcher die concrete Vermittelungsarbeit der Sprache verläuft. Wir befinden uns mit ihr noch vor der Entstehung des Wortes. Die Sprache ist nur Articulation, d. h. Hervorbringung des gegliederten, den Gedanken Ausdruck möglich machenden Tons, wenn wir sie bei der Erzeugung der Buchstaben und Silben festhalten. Allein sie ist mehr als Articulation da, wo sie, mit dem Worte und der Rede, zum wirklichen Gedanken Ausdruck wird. Denn wirkliche Sprache wird der articulirte einheitliche Laut, d. h. die Silbe oder die Verbindung

1) Einleitung S. 67 ff. Ueber die Buchstabenschrift 2c., G. W. VI. 538 ff. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244.

mehrerer Silben erst im Worte. Im Worte erst ist wirklich eine Lauteinheit zusammen mit einer Begriffseinheit. Das Wort erst ist das wahre Element der Rede. Es ist dasselbe, was in der lebendigen Welt das Individuum ist. Der Umfang des Wortes ist die Grenze, bis zu welcher die Sprache selbst- und alleinhätig bildend ist.¹⁾ Bei'm Worte daher gilt es, die weitere und die ganze Vermittlungsarbeit der Sprache kennen zu lernen.

Stellen wir uns nun zuerst, zu diesem Behuf, auf die intellectuelle Seite der Sprache, so bezieht sich nach Humboldt die geistige Thätigkeit auf Zweierlei, oder, genauer, auf Dreierlei. Der Geist sucht zunächst die einzelnen Gegenstände, sowohl diejenigen, welche den äußeren, wie die, welche den inneren Sinn berühren, je als einzelne sich zu bemerken. Er faßt sie in bestimmter, individueller Weise auf, er bezeichnet sie für sich. Er bildet Begriffe. Er faßt, zweitens, an den einzelnen Gegenständen Beziehungen derselben auf andere auf. Er bildet außer den Begriffen allgemeinere Kategorien. Er wird drittens gewisse Verhältnisse gewahr oder schafft selbst dergleichen, durch welche die Gegenstände oder die Begriffe zu einander in Bezug gesetzt oder verbunden werden.

Diesem dreifachen intellectuellen Vornehmen entspricht in der Lautform und somit in der wirklichen Sprache eine gleichfalls dreifache Erscheinung. Dem Ausdruck ganz individueller Gegenstände nämlich entsprechen die Wurzeln der Sprache, oder, da sie selten in ihrer nackten Gestalt in der Rede erscheinen, die wurzelhaften Theile der Wörter und Wortformen. Im Grunde jedoch nehmen die Wurzeln immer bei ihrem Eintreten in die Rede zugleich den Ausdruck einer allgemeineren Beziehung in sich auf. Zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst gesellt sich in der geistigen Thätigkeit noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit. Zu dem objectiven Princip

1) Einleitung S. 76. Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 257. Im Worte ist andererseits auch mehr und reiner die ganze Sprache enthalten als im Satze. Denn „die Rede rollt zwar immer nur als ein zusammenhängendes Ganze dahin“, allein alles Verständniß der Sprache geht von dem Erkennen der Wörter, der logischen Elemente der Rede aus; vgl. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1829 No. 73 S. 582 und Mémoire sur la séparation des mots, Journ. Asiat. T. XI.

der „Bezeichnung“ tritt das mehr subjective logische Rubricierung, oder der „Andeutung“, d. h. der Versetzung in eine allgemeine Kategorie. Dieser zweiten Thätigkeit nun, in ihrer Verbindung mit der ersten, entspricht in der Lautform das vollständige Wort. Aber auch die Wörter endlich müssen bei ihrer Einfügung in die Rede verschiedene Zustände andeuten. Die Sprache als Rede ist ein Gewebe von Gedankenbeziehungen; wie sich an die „Bezeichnung“ unmittelbar die „Andeutung“ anschließt, so geht diese unmittelbar in die Begriffsverbindung über. Diesem dritten Vornehmen aber entspricht ein drittes Stadium der Lautform: von den Wurzeln und Wörtern unterscheiden sich drittens die grammatischen Formen.¹⁾

Es genügt für jetzt diese gedrängte, aus den umfangreichen Humboldt'schen Entwicklungen herausgehobene Darstellung der drei Stadien, in denen die intellectuelle und, ihr entsprechend, die Lautform der Sprache sich manifestirt. Denn es handelt sich hier nur um die Frage, durch welche Mittel und in welcher Weise durch die Sprache dieses Beides verbunden, wie die in dieser Weise specificirte lautliche mit der ebenso specificirten intellectuellen Form vermittelt wird. Anders ausgedrückt: welches ist die Beziehung des Lautes zur Bedeutsamkeit?

Das erste Vermittelnde nun ist abermals, gleichsam in einer höheren Potenz wirkend, die Articulation. Sowie das Streben, dem Laute Bedeutung zu leihen, die Natur des articulirten Lautes überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben auch auf eine bestimmte Bedeutung hin. Je schärfer der Articulationsinn einer Nation ist, d. h. je schärfer sie die intellectuelle Gliederung innerhalb des Gedankengebietes vornimmt, je mehr sich die Gliederung andrerseits in ihrem Lautsystem markirt, desto mehr wird dieses Princip das leitende werden, desto tiefer wird seine Wirksamkeit in Beziehung auf die bestimmte Bedeutung eingreifen. Das eigentliche Feld, auf welchem dieses Princip sich thätig erweist, ist das der Bezeichnung allgemeiner Beziehungen an den bereits bezeichneten Gegenständen, d. h. also das Gebiet der grammatischen Formen.

Sieht man aber ab von diesem Wirken des nackten Articula-

1) Einleitung S. 75 ff. vergl. mit S. 97 ff.; dazu ebendas. S. 122 ff.

tionsfinnes, so läßt sich außerdem eine dreifache Art der Begriffsbezeichnung unterscheiden, für welche jedoch sämmtlich jenes Wirken des Articulationsfinnes die Basis ist. Nämlich die nachahmende, die symbolische und die analogische Bezeichnung.

Die unmittelbar nachahmende zuerst. Der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, wird in dem Worte so weit nachgebildet, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung, bei welcher der articulirte Laut sich mit dem unarticulirten in einen directen Kampf begiebt, ist indeß von einer gewissen Rohheit nicht frei zu sprechen; sie verliert sich bei fortschreitender Ausbildung einer Sprache und hat ihrer Natur nach nur bei der Bezeichnung von Gegenständen einen Platz.

Die symbolische, d. h. die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. „Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen u. s. f.“ Diese Art der Bezeichnung hat namentlich auf die primitive Wortbezeichnung eine große Herrschaft ausgeübt. Auch die Andeutung allgemeiner Beziehungen, also der Ausdruck grammatischer Formen indeß ist auf diesem Wege möglich.

Endlich die analogische, d. h. die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Offenbar eine secundäre, wenn auch vorzugsweise fruchtbare Bezeichnungsweise. Wörter nämlich, „deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der symbolischen Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen.“¹⁾

Mit der Aufführung dieser verschiednen Principien der Vermittlung zwischen Laut und Idee begnügt sich indeß Humboldt nicht. Sichtlich von dem Bestreben beherrscht, dem Geiste soviel wie möglich zu vindiciren und an dem intellectuellen Instincte, wie er die Sprache nennt, das Intellectuelle in den Vordergrund zu stellen, sucht er an einer späteren Stelle seiner einleitenden Abhandlung für jene Ver-

1) Einleitung S. 80 — 85.

mittlung ein weiteres Zwischenglied und zwar in einer vorgängigen Handlung des Geistes zu entdecken. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut nämlich ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Diese Heterogenität daher fordert, „auch ganz abgesehen von dem körperlichen Klange des Lautes, und blos vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung Beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können.“ Dies Vermittelnde nun, setzt er ferner auseinander, sei allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens. Die etymologische Forschung habe die Aufgabe, dies sinnlich Vermittelnde soviel wie möglich überall zu entdecken und auf diese Weise „von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt.“ Es ist nun aber klar, daß dieser Schematismus für die Vermittlung von Laut und Begriff nur von ganz secundärer Bedeutung ist. Er tritt nur da ein, wo es sich um abstracte oder doch um Begriffe als solche handelt. Er tritt nicht ein bei jenen „wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen“ selbst. Er setzt die vermittelnde Kraft des Articulationsjumes sowie das imitative, symbolische und analogische Verfahren der Sprache bereits voraus. Er ist mehr ein Princip der Wortverwandtschaft als der Wortformung, mehr ein Hilfsmittel der Verknüpfung von Laut und Idee als eine ursprünglich zwischen Beiden vermittelnde Energie.¹⁾

Wie dem jedoch sei; wie sehr Vermittlung das Wesen der Sprache ausmacht; wie viel gegenseitig sich tragende und verschlingende Vermittlungsmotive sich in ihr nachweisen lassen: gleich wichtig bleibt die andere Seite der Sache, daß jenes Vermittlungsgeschäft nimmer zu Ende kömmt. Nach Allem und trotz Allem bleibt es dabei, daß das intellectuelle und das lautliche Moment der Sprache in einem nie völlig zu überwindenden Gegensatz bleiben.

1) Einleitung S. 109—111. Eine andre Stellung dieser Humboldt'schen Lehre vom Schematismus der Sprache (vgl. oben S. 449, 450) anzuweisen, als die obige sind wenigstens wir nicht im Stande.

Eben darum ist die Sprache mit aller in ihr liegenden synthetischen Kraft eine Arbeit und ein Kampf. Eine Arbeit, die sich im Ganzen als ein fortwährendes Streben und Gegenstreben auffassen läßt. Auf der Einen Seite nämlich die unutilgbare Heterogenität von Begriff und Laut, auf der anderen Seite die gegenseitige Gebundenheit Beider an einander: — „der Begriff vermag sich ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann.“ Die Seele daher versucht immerfort, „sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nuancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht.“ „Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu, und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer größere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden.“¹⁾

Das Ziel, gleichsam das nie vollständig erreichbare Ideal der Sprache ist die völlige Vermählung von Laut und Gedanken, die „richtige und energische Durchdringung von Laut- und Ideenform.“ Der höchste Punkt der Sprachvollendung beruht darauf, daß die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen „zur wahren und reinen Durchdringung werde.“ Denn vom ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren im ächtesten Verstande des Worts. „Das Ziel wird daher nur dadurch erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfließen. Die daraus entspringende wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andern, so daß keins über das andre gleichsam überschießt.“ Mit anderen Worten: die Sprache tritt, nach dem Maaße des Gelingens ihrer Synthesis, in die Nähe der Kunst, deren Wesen recht eigentlich in der identischen Durchdringung von Idee und Stoff besteht. Auf dem höchsten Gipfel der Sprachvollendung findet sich

1) Einleitung S. 110.

daher von selbst die Schönheit ein. Die künstlerische Schönheit der Sprache ist „ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung.“¹⁾

3.

Die erscheinende Sprache.

Der Punkt, von welchem Humboldt in der großen Abhandlung vor seinem Kawiwerke ausgeht, ist die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und der Zusammenhang dieser Verschiedenheit mit der Verschiedenheit der nationalen Geisteskraft, aus der die Sprachen der Erde entsprungen sind. Von der erscheinenden Sprache geht er daher zum Behufe der Aufklärung jenes Zusammenhangs zu dem Werden der Sprache, d. h. zur Analyse des Sprachverfahrens zurück, und erst auf diesem Wege erschließt sich ihm immer vollständiger das Wesen der Sprache. Wir sind den umgekehrten Weg gegangen. Ausgehend vom Ursprung und Wesen der Sprache, sie verfolgend in ihrem Thun, sind wir erst jetzt im Stande, die Sprache in ihrem Dasein und ihrer Erscheinung zu verstehen. Wir ziehen nur die Consequenzen der bisherigen Auseinandersetzungen, wenn wir nunmehr die Genesis der Sprache in der Projection ihrer erscheinenden Wirklichkeit betrachten.

So betrachtet nun erscheint die Sprache, sofern sie aus der Totalität des menschlichen Wesens hervorgeht und dies mit der Natur vermittelt, als Organismus.²⁾ In dieser Bestimmung faßt sich als einem ersten und allgemeinsten Begriff ihre ganze auf Articulation beruhende Lebendigkeit und ihre allseitig vermittelnde Energie zusammen. Jede Sprache, sagt Humboldt,³⁾ ist ein Organismus mit einem Einheit schaffenden Princip. Der Bau einer Sprache, sagte er schon in der „Ankündigung,“⁴⁾ ist, bis in seine feinsten Theile hinein, ein organischer Bau und Alles in ihr beruht daher auf Analogie. „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur

1) Einleitung S. 104 — 108; vergl. oben, zweiter Abschnitt S. 462.

2) Einleitung S. 107.

3) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240.

4) A. a. D. S. 496.

alles Organischen, daß jedes in ihr nur durch das Andre, und Alles nur durch die Eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht.“¹⁾ Ganz besonders häufig hebt er demgemäß die sich gegenseitig bedingende Verschlungeneheit aller Theile der Sprache als eines Organischen hervor. Die Sprache geht zwar allmählig aus dem Menschen hervor, doch so, „daß das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt.“²⁾ Alles, was zu den Bestandtheilen der Rede gehört, wird bewußtlos auf einmal von dem Sprachvermögen gegeben.³⁾ „Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andern und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäßig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muß, in gleichem Augenblick gegenwärtig.“⁴⁾ „Man kann die Sprachen,“ heißt es ein ander Mal,⁵⁾ „nicht als Aggregate von Wörtern betrachten: jede ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft.“ Der Begriff des Organismus endlich bedingt es, daß jede Sprache ein einheitliches Princip besitzt. „Sowie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muß sie dieselben, selbst unwillkürlich und ohne zum deutlichen Bewußtsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniß möglich wäre. — — Jene Einheit aber kann nur die eines ausschließlich vorwaltenden Principis sein.“⁶⁾

Parallel der Bestimmung der Sprache als Organismus liegt die andere, etwas weitere, daß ihr Wesen in der Form liege. „Der Begriff der Sprache steht und versfliegt mit dem der Form,

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 243.

2) Ebenbas. S. 253.

3) Ueber die Verwandtschaft etc., a. a. D. S. 3.

4) Einleitung S. 73; vergl. S. 85, S. 113 u. S. 338.

5) Kawi-Sprache, Bd. II. S. 220.

6) Einleitung S. 189.

denn sie ist Form und nichts als Form.“¹⁾ Jede einzelne Sprache daher hat ihre individuelle Form. Dieselbe ist nichts anderes als ihre in das Bild eines organischen Ganzen zusammengezogenen zerstreuten Züge. Oder anders und bestimmter ausgedrückt. Die Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, wirkt in jeder einzelnen Sprache auf eine bestimmte, gleichförmige und constante Weise. Dies Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, wie es sich für ein Organisches ziemt, macht die Form der Sprache aus. Sie ist die vollständig dargestellte Objectivität des einheitlichen, individuellen Organes, vermittelt dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache schafft. Diese Form, wie überall, wo es sich um ein Organisches handelt, hängt vollständig nur an der Gesamtheit der Sprache, aber sie haftet andrerseits auch an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente. Sie geht einheitlich durch die ganze Sprache hindurch. Denn die Arbeit der Sprache beginnt schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laut, der ja eben durch Formung zum articulirten wird, und sie waltet fort bis hinauf zu den Regeln der Redefügung. Schon im Alphabete wird die Form einer Sprache sichtbar; sie wird sichtbar in der Wortbildung; sie erscheint noch in den individuellsten syntaktischen Feinheiten. Sie ist eben die ganze Sprache, als organische aus ihrem Princip heraus verstanden, angeschaut und empfunden.²⁾

Im Verlaufe nun aber der Einleitung zur Kawi-Sprache schränkt Humboldt den zunächst so weit gefaßten Begriff der Form wieder in etwas ein. Er drängt ihn auf eine gleichsam mehr materielle Bedeutung zurück. Oder er sondert vielmehr aus dem allbefassenden Begriff der Form den etwas engeren des grammatischen Bau's im Ganzen und Großen, der Structur, oder, wie er auch mit engerer Bedeutung des Wortes sagt, des Organismus aus, und unterscheidet in Folge dessen von der Form in diesem engeren Sinne oder von dem „eigentlichen Formenbau“ dasjenige, was er den Charakter der Sprachen nennt. Mit jenem nämlich ist das Wesen

1) Kawi-Sprache, Bd. II. 221.

2) Einleitung §. 8 S. 41 — 49.

einer Sprache noch keinesweges erschöpft; es ist nur die nothwendige Grundlage, in welcher dieser, das Feinere und Edlere an der Sprache, Wurzel fassen kann. Das Reich der Formen ist nicht das einzige Gebiet, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat; es giebt noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache, wenn nicht überall dem klaren Erkennen, so doch dem Ahnden zugänglich. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch z. B. haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Allein, auch abgesehen von den Differenzen dieser Organisation, sind diese Sprachen verschieden durch ihren individuellen Charakter.

Um nun anzugeben, was unter dem Charakter im Unterschiede von der eigentlichen Form oder dem Organismus zu verstehen sei, knüpft Humboldt an ein Moment an, welches in unsrer bisherigen Darlegung seiner Ansichten noch keinen Platz finden durfte. Soweit es nöthig ist, müssen wir dasselbe anticipiren. Es ist kein andres als das historische Moment. Es giebt nämlich in der historischen Bildung jeder Sprache einen Zeitpunkt, in welchem dieselbe gleichsam fertig dasteht. Ihr Bau, ihre Form im Ganzen und Großen, ist vollendet. Die Thätigkeit der Nation geht nun von der Sprache selbst mehr auf ihren Gebrauch über. Das Volk im Ganzen, die Dichter und Lehrer des Volks, endlich die Grammatiker gebrauchen und bearbeiten die Sprache. Durch die verschiedene Weise, in welcher dies geschieht, empfängt dieselbe ihren Charakter. Es fließt indeß diese Erscheinung zugleich unmittelbar aus dem Wesen der Sprache. Sie war ja die nie vollendet gelingende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck fähig zu machen. Sie bedingte daher ein beständiges Streben und Gegenstreben. Vermöge dessen entsteht beim Gebrauche der Sprache einmal ein Gefühl, daß es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muß, sodann aber der Trieb, dennoch Alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Jenes Gefühl und dieser Trieb zusammenwirkend bilden die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen. Es fragt sich nur noch, woran dieser Charakterausdruck vorzugsweise haftet, an welchem ihrer Theile er vorzugsweise erkennbar ist?

Er haftet zuerst — und damit stellt sich die ursprüngliche Weite

des Begriffs der Form wieder her, vermischt sich wieder die Grenze zwischen Form und Charakter — er haftet zuerst an der Form der Sprache selbst. Oder, historisch ausgedrückt, die nationale Individualität prägt die Stimmung, die lebhafter erst bei dem Gebrauch der Sprache erwacht, bis auf einen gewissen Grad schon dem ursprünglichen Streben ein, wodurch die Sprache allererst geschaffen, aus dem Geiste allererst herausgebaut wird. Der Charakter haftet zweitens und vorzugsweise an der Anwendung und dem Gebrauch des vorhandenen Formensystems. Er zeigt sich in dem mehr oder minder sichtbaren Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und der mehr oder minder sorgfältigen Beziehung der Lautformen auf jene Begriffe. Er zeigt sich in dem Maaß, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprache Gebrauch machen, in dem Maaß z. B., in welchem sie Zusammensetzungen bilden. Er zeigt sich bei genauerer Aufmerksamkeit ganz besonders in der Geltung der Wörter, welche, wenn man Sprache mit Sprache vergleicht, auch wo es sich um denselben Begriff zu handeln scheint, niemals wahre Synonyma sind. Weit mehr noch zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede ab, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Grenzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Es giebt endlich zwei Erscheinungen in den Sprachen, in welchen alle bisher berührten Punkte des Sprachcharakters zusammentreffen. Dieser Charakter offenbart sich am vollständigsten und hellsten in der Poesie und Prosa, als denjenigen Erscheinungen, in denen auf der Basis der Sprache Idee und Wirklichkeit sich in zwiefach verschiedener Weise zu einer höheren Einheit als der Organismus der Sprache selbst zusammenschließt.¹⁾ Die Philosophie der Sprache schwankt damit hinüber in die Philosophie der Literatur und Geschichte.

4.

Die Idee der Sprache und die einzelnen Sprachen. Versuch einer Classification.

Zimmer näher rücken wir demjenigen, was für die Kawi-Einleitung den Ausgangspunkt bildet. Schon in allen bisherigen Be-

1) Einleitung S. 20 S. 195 ff.

trachtungen ist beständig darauf mit Rücksicht genommen worden, daß das allgemeine Sprachvermögen sich national und individuell verschieden manifestirt. Auf der Einen Seite kann man sagen, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, ebenso richtig jedoch, daß jeder Mensch eine besondere besitzt. Zwischeninne liegen die Kreise nationaler Verschiedenheit. Die Sprache ist die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker. Eine Nation ist vielleicht am besten zu definiren als ein auf bestimmte Weise sprachbildender Menschenhaufen, und der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte andrerseits ist darum und insofern verschieden, weil und als es die Geisteseigentümlichkeit der Nationen selbst ist.¹⁾

Die gleichzeitige Rücksicht nun auf das einheitliche Band, welches alle Sprachen zusammenhält und auf die innerhalb dieser Einheit hervortretenden Verschiedenheiten führt nothwendig auf die Untersuchung des Verhältnisses, in welchem die einzelnen Sprachen untereinander und zu der Idee oder dem letzten Zweck aller Sprache überhaupt stehen. Schon frühzeitig ging daher Humboldt auf eine Classification aller Sprachen aus. Er verkündete diese Absicht gleich in seinem ersten linguistischen Programm.²⁾ Er deutete auf dieselbe schon durch den Titel, den er seiner letzten großen linguistischen Abhandlung gab. Die Verschiedenheit der Sprachen und das beständige Anknüpfen derselben an die Idee ihrer Einheit ist vorzugsweise sein Thema. Es gilt ihm daher im Allgemeinen die Verschiedenheit der Sprachen als das Streben zu betrachten, „mit welchem die in die Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern bewohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.“ Handelt es sich daher darum, jene Verschiedenheit zu specificiren, so müssen die Sprachen gemessen werden an der Sprache. Unzulässig und einseitig wäre jeder äußere, nicht aus der Idee der Sprache selbst entnommene Maßstab. Unzulässig z. B., wenn man Civilisation und Cultur zum Eintheilungs- und Classificationsgrund der Sprachen machen und demzufolge etwa gebildete und ungebildete Sprachen unterscheiden wollte. Die Idee der Sprache fällt aber zusammen mit der der

1) Einleitung S. 48, S. 203 und S. 39.

2) Ankündigung a. a. D. S. 501.

Sprachvollendung. Die Verschiedenheit der Sprachen ist folglich „das in verschiedenem Grade gelingende Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu geben.“¹⁾

Die von diesem Gesichtspunkt ausgehende Beurtheilung der Sprachen scheint sich nun zunächst dadurch zu vereinfachen, daß sich auf den ersten Anblick nur der Eine von den beiden Factoren der Sprache als Sitz jener Verschiedenheit darstellt. Das Streben nämlich des inneren Sprachsinns ist immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet. Derselbe „gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet — und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung in allen Menschen als solchen gleich.“ Es ist mithin, im Gegensatz dazu, die Lautform, welche „als das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen“ erscheint. Wie auch natürlich. Denn der körperliche, wirklich gestaltete Laut macht allein die Wirklichkeit der Sprache aus. Er erlaubt an sich eine weit größere Mannigfaltigkeit. Er „hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das die Grundlage jeder Sprache ist.“ Gerade der articulirte Laut ferner „hat seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden.“ „Das sinnlich und körperlich Individuelle entspringt aus so verschiedenen Ursachen daß sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läßt.“²⁾

Allein es erscheint auch nur so, als müßten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Eine größere Gleichförmigkeit zwar bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Allein nichtsdestoweniger entspringt auch in ihm aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Schon dem Grade nach ist die intellectuelle Kraft der Spracherzeugung verschieden. Und nicht bloß dem Grade nach. Denn es sind „Kräfte dabei geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloßen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Ge-

1) Einleitung S. 8, 9, S. 18 und S. 10.

2) Einleitung S. 306, S. 50, S. 87, S. 93 — 94.

staltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, in's Unendliche geht.“ Mehr noch als das. Auch in dem bloß ideellen, in der That von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten. Sie finden sich deshalb, weil der Verstand auch unrichtig oder mangelhaft combiniren kann. Selbst in dem sonst so hoch vollendeten Sanskrit z. B. hat sich der rein begriffsmäßige Bau des Verbum — ohne alle Mitschuld der Lautform — vor dem bildenden Geiste der Nation mit Nichten in hinreichender Klarheit entfaltet.¹⁾

Die Wahrheit demnach ist: die Verschiedenheit der Sprachen beruht ebensowohl auf der Lautform wie auf der intellectuellen Form. Sie muß beurtheilt werden nach dem Gesamtergebnisse der nationell verschieden sprachbildenden Kraft. Sie zeigt sich in der Art und Weise der Durchdringung der inneren und äußeren Form. Sie haftet mit Einem Worte an der ganzen Form oder an dem ganzen Organismus der Sprachen. Handelt es sich um die Werthbestimmung der einzelnen Sprachen, so ist ihre individuelle Form in Vergleichung zu bringen mit der denkbar vollendetsten Form, „und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen Sprachen nach dem Grade beurtheilen, in welchem sie sich dieser Einen Form nähern.“²⁾

Die Form aber einer Sprache war, wenn man auf ihre Genesis zurückging, nichts Anderes als die Intensität und die Art und Weise ihres synthetischen, d. h. Gedanken und Laut verschmelzenden Processes. Von der Stärke, Tiefe und Lebendigkeit dieses Processes hängt daher die Vollendung einer Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen ab.³⁾ In seiner concreten Manifestation nun haben wir denselben als den Proceß der Wurzelbildung, der Wortbildung und der Bildung der grammatischen Formen kennen gelernt. Am prägnantesten tritt er bei den letzteren beiden Bildungen hervor, wo es

1) Einleitung S. 94 ff.

2) Ebendas. S. 306.

3) Ebendas. S. 253.

die gleichzeitige Operation der Bezeichnung und der Kategorisierung eines Begriffs gilt. Dieses Thun, oder, wie Humboldt wunderbarlich genug sich ausdrückt, diese „Eigenschaft“ der verschiedenen Sprachen ist mithin der „Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus dreht.“¹⁾

Die denkbar reinste und vollendetste Methode, das hier Bezeichnete zu leisten, ist aber die Flexionsmethode. Ihr Charakter besteht in der vollendeten Zusammenschmelzung einer Bezeichnung des Begriffs und einer Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird, so daß dies Doppelte zugleich einheitlich in sich geschlossen und zugleich für das Bedürfnis der Rede aufgeschlossen erscheint. Geschehen kann dies auf einem zwiefachen Wege. Am besten wird die Absicht, „dem Worte seine Identität zu erhalten und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen“ auf dem ersten Wege, nämlich durch innere Umänderung erreicht. Aber erreicht auch auf einem zweiten Wege, nämlich durch einen, an sich unselbständigen, innig mit dem Worte verbundenen Zuwachs, oder durch Anbildung. Das die Einheit Vermittelnde ist beide Mal wesentlich Symbolik, welche mit Hülfe und auf dem Grunde des Articulationsinns thätig ist.²⁾

Dieser Methode und den von ihr durchdrungenen Sprachen gerade gegenüber liegt die Erscheinung, daß die Sprache alle Wörter „starr in ihre Wurzelform einschließt.“ Die synthetische Kraft der Sprache erstreckt sich blos bis zur ursprünglichen Verschmelzung von Laut und Gedanken, d. h. bis zur Wurzelbildung. Es mangelt an aller Andeutung der Kategorien der Wörter. Die Sprache überläßt, wie Humboldt es auffaßt, dem Geiste diese Arbeit, die sie nicht selbst auf sich nimmt. Sie hat fast lediglich eine grammataire sousentendue.³⁾ Es ist die durch die chinesische Sprache exemplifizierte Erscheinung der Isolierung.

Zwischen diesem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter und der wahren Flexion giebt es endlich noch ein Drittes. Nämlich „als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beab-

1) Einleitung S. 122.

2) Ebendas. S. 124 — 132.

3) Lettre à Abel-Rémusat, VII. 327. Einleitung S. 374.

sichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion,“ mehr oder minder mechanische Anfügung, statt der, immer als organischer Vorgang vorzustellenden Anbildung durch Flexion. Es ist dies eine Verfälschung des zweiten Weges, dessen sich die Flexions-sprachen zum Behufe der Andeutung der Kategorien bedienen. Nur so, als ein „Zwitterwesen,“ will Humboldt in der „Einleitung“ dasjenige gelten lassen, was mit dem Namen der Agglutination bezeichnet wird. Wenn er früher,¹⁾ wenn gleich nicht ohne Clausel, die durch Fr. Schlegel in Gang gebrachte Unterscheidung zwischen Sprachen, die blos Aggregation oder Composition, nicht Flexion kennen, sich angeeignet, wenn er noch in der Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen²⁾ ausdrücklich ausgesprochen hatte, daß der Unterschied grammatisch gebildeter Sprachen von denen, die nur Anfänge und Analoga grammatischer Formen besitzen, ein wirklich absoluter sei: so mißbilligt er jetzt geradezu die Schlegel'sche Eintheilung³⁾ und „diese s. g. agglutinirenden Sprachen,“ heißt es in der Einleitung,⁴⁾ „unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger mißlingt.“

Wie dem sei: mit der Flexion ist die nähere Bestimmung der denkbar vollendetsten Sprachform gewonnen; in ihr drückt sich auf concrete und anschauliche Weise der synthetische Proceß der Sprache in seiner größten Stärke, Tiefe und Lebendigkeit aus. Ihr Wesen aber greift natürlich in den ganzen Organismus der Sprache ein. Ihr Streben ging auf Zusammenschmelzung eines doppelten Elements zu einem einheitlichen Ganzen — sie hängt also auf's Engste zusammen mit der Worteinheit. Ihr Streben ging andrerseits darauf, dem Wort seine Starrheit zu benehmen, den bezeichneten Begriff beziehungs-fähig und geschmeidig gegen das Ganze der Rede zu machen — sie hängt also auf's Engste zusammen mit der Rede-fügung, sie befördert eine freiere und angemessen gegliederte Satz-

1) *Mithribates*, a. a. D. S. 318.

2) *G. W.* III. 302.

3) *Einleitung* S. 151, Anmerkung.

4) *Ebendaf.* S. 133.

bildung.¹⁾ Das in der Flexion sich prägnant manifestirende Thun der Sprache erscheint in der Methode der Satzbildung gleichsam in einer erweiterten Sphäre. Wie die Flexion — und mit ihr verglichen der Mangel oder das Surrogat der Flexion — die Stärke der sprachlichen Synthesis offenbarten, so wird dieselbe in noch größeren Dimensionen, in gleichsam noch leserlicherer Schrift auch an der Satzbildung offenbar. Die Satzbildung mithin wird, nicht sowohl ein neuer als vielmehr ein vergrößerter Maasstab für die relative Vorzüglichkeit der verschiedenen Sprachen, — ebendamit ein abermaliger Anhaltspunkt für deren Eintheilung und Classification sein. Von erweitertem Gesichtspunkt gesehen, wird sich die nur eben gewonnene Eintheilung theils neu motiviren, theils verschieben, theils ergänzen und erweitern.

Das denkbar richtigste Verfahren, den Satz zu bauen und zu gliedern, geht, wie natürlich, von der echten Flexion aus. Auch wenn man von der Methode der Satzbildung ausgeht, nehmen die Flexions Sprachen den ersten, oder vielmehr den absoluten Platz ein. Schon in die Einheit des Wortes verflechten diese Sprachen seine Beziehung zum Satze. Sie richten, eben durch die Flexion, das Wort sorgfältig zur Satzverknüpfung zu. Mühelos entsteht ihnen aus den so zugerichteten Wörtern, wie von selbst, der Satz. Es ist ihnen damit die Kengstlichkeit erspart, den Satz wie ein einzelnes Wort zusammenzuhalten. Sie können denselben ruhig in die Theile zerfallen lassen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt. Sie sind sicher, ihn mit Leichtigkeit aus diesen Theilen zur Einheit aufbauen zu können.²⁾

Eine zweite Methode der Satzbildung geht von der Isolirung aus. Vom Satz aus betrachtet, liegen aber die isolirenden und die Flexions Sprachen sich nicht blos gegenüber, sondern berühren sich zugleich in einem Gemeinsamen. Auch das Chinesische, der Hauptrepräsentant der isolirenden Sprachen, läßt den Satz in seine Theile zerfallen, noch strenger sogar, da die Wörter durchaus vereinzelt dastehn. Dies ist das Gemeinsame. Allein das Chinesische schließt andrerseits jedes Stammwort starr in sich ein. Das Gefühl

1) Einleitung S. 135.

2) Ebendas. S. 135, S. 166. 7, S. 186.

der Sazeinheit wird daher nur mangelhaft in die Sprache eingeführt. Die Formation der Sätze entfernt sich möglichst wenig von der Form mathematischer Gleichungen. Das Aufbauen der Sazeinheit aus seinen Theilen wird wesentlich dem Verstande überlassen und diesem theils nur durch lautlose Mittel — wie z. B. durch das Ceremoniell der Stellung — theils durch eigne, wieder abgefonderte Wörter zu Hülfe gekommen.¹⁾ Hierin wiederum tritt der Gegensatz zwischen den Flexions- und den isolirenden Sprachen an den Tag.

Eine dritte Methode der Satzbildung endlich steht diesen beiden und am entschiedensten der der Flexionssprachen gegenüber. Es ist die Methode der Einverleibung. Nicht vom Einzelnen, sondern vom Ganzen wird ausgegangen. Der Satz mit allen seinen nothwendigen Theilen wird nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wie ein einzelnes Wort behandelt. Der ganze Satz wird in einer zusammen ausgesprochenen Form zusammengehalten. Die leitende Vorstellungsweise besteht darin, daß der Satz nicht construiert, nicht aus Theilen allmählig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingeeben werden soll. Die Mexikanische Sprache ist es, an welcher Humboldt des Weiteren diese Einverleibungsmethode charakterisirt.²⁾

So weit trägt das von der Satzbildung hergenommene Einleitungsmotiv. Es richtet die Aufmerksamkeit auf eine neue charakteristische, den ganzen Sprachorganismus durchdringende Form, deren spezifisches Wesen aus dem früheren Gesichtspunkte, der bloßen Berücksichtigung der Beziehungsbezeichnung, nicht ergriffen werden konnte, — auf das Einverleibungsverfahren. Andererseits verschwindet von dem Gesichtspunkte der Satzbildung aus die ohnehin nur relative Wichtigkeit einer anderen charakteristischen Form, die sich bei dem früheren Gesichtspunkte der Aufmerksamkeit aufdrängte, — die des agglutinirenden Verfahrens. Nichts desto weniger bleibt es dabei, daß die verschiedene Methode der Beziehungsbezeichnung oder aber deren gänzlicher Mangel, in untrennbarem Zusammenhange mit den Methoden der Satzbildung steht, und umgekehrt. In der That entwickelt Humboldt den Einfluß des Einverleibungsverfahrens auf die Me-

1) Einleitung 166. 167. Lettre à Abel-Rémusat, G. B. VII, bes. S. 307 ff.

2) Einleitung S. 166 ff.

thode der Beziehungsbezeichnung. Er hätte ebenso, umgekehrt, den Einfluß des agglutinirenden Verfahrens auf die Methode der Satz- bildung entwickeln können. Das Verhältniß beider Eintheilungsmo- tive wäre alsdann klarer geworden; die Berechtigung, die eine mit der anderen Eintheilung zusammenzugreifen, würde alsdann erhellt haben. Jetzt erscheint diese Combination lediglich durch den im All- gemeinen erwiesenen Zusammenhang zwischen Beziehungsbezeichnung und Satz- bildung motivirt, und von hieraus daher muß man die einzige Stelle verstehen, in welcher Humboldt wirklich beide Einthei- lungen in Eine zusammenzieht und die Satz- bildung als den obersten Gesichtspunkt für diese Eine ausspricht. Er habe „zur Erreichung“ der Satz- bildung, wie er sich vorsichtig ausdrückt, im Ganzen vier mög- liche Formen der Sprachen aufgestellt: die isolirende, die flecti- rende, die agglutinirende und die einverleibende.¹⁾

Zweierlei jedoch, wenn uns nicht sofort die weiteren Entwicke- lungen unseres Autors verwirren sollen, — müssen wir festhalten. Er geht, zur Beurtheilung der Verschiedenheit der Sprachen, auf die Methode der Beziehungsbezeichnung und auf die Methode der Satz- bildung nur ein, weil und insofern sich darin die Stärke und die Art des synthetischen Actes der Sprache documentirt. Halten wir dies fest, so verlieren die bisherigen Auseinandersetzungen nichts an ihrer Bedeutung, wenn an einer späteren Stelle derselbe synthetische Act noch an anderen Punkten der Sprache aufzusuchen und zu messen gelehrt wird. Etwas Anderes ist es, diesen Act nach seiner Stärke und Lebendigkeit an der ganzen concreten Erscheinung der Wort- und Satz- bildung studiren, und etwas Anderes, auf einzelne Kriterien und Symptome gleichsam aufmerksam machen, an denen sich besonders schlagend und augenfällig die Natur jenes Actes verräth. Das Letztere thun, heißt nicht, die Bedeutung der Wort- und Satz- bildung zum Behufe der Werthbestimmung der Sprachen umstoßen, sondern nur, diese Werthbestimmung zum Behufe der histo- rischen und praktischen Forschung erleichtern. Nur dies ist ausge-

1) Einleitung S. 308. Wörtlich: „Wir haben oben zur Erreichung der Satz- bildung, außer der aller grammatischen Formen entzathenden chineffischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt: die flectirende, agglu- tinirende und die einverleibende.“

sprechener Maaßen¹⁾ der Gesichtspunkt, von welchem aus nun ferner drei Punkte als diejenigen hervorgehoben werden, an denen die sprachliche Synthesis als solche nackter und unmittelbarer an's Licht trete. Diese drei Punkte sind ebendeshalb nichts außerhalb der Sphäre der Wort- und Satzbildung Liegendes, sondern es sind nothwendige Elemente beider; es sind Erscheinungen, in denen jenes, über die Wort- und Satzbildung in deren ganzer Breite sich entfaltende synthetische Thun sich punktuell concentrirt und eben damit besonders drastisch und greifbar heraustritt. Es sind dies nämlich das Verbum, die Conjunction und das Relativ-Pronomen.²⁾ Wie durch das Eingehn auf die Wurzelbildung, die Wortableitung, die Formenschöpfung und die Satzverknüpfung gleichsam die ganze Tiefe der Sprache und ihres synthetischen Processes dargelegt wurde, so wird durch die vereinzelte Hervorhebung dieser drei Punkte gewissermaßen ein Querdurchschnitt durch die Sprache geführt, und eine wundervolle Auseinandersetzung ist namentlich die, in welcher das Verbum, sowohl nach seiner Form wie nach seiner Function und in der Einheit beider, als der eigentlich Leben verbreitende Mittelpunkt des Satzes, in der innig zusammenhängenden Symbolik seiner Bildung und in der Ruhelosigkeit seines Auftretens als der eigentliche Nerv der ganzen Sprache charakterisirt wird. Nicht minder sinreich und scharfsinnig ist der Versuch, der sich hieran anschließt, einzelne Sprachen wirklich nach der Beschaffenheit des Verbuns in ihnen zu schildern und zu würdigen.

Wenn demnach die obigen Eintheilungen hierdurch nicht aufgehoben werden, so scheinen sie dagegen durch eine Reihe anderer Auseinandersetzungen allerdings zurückgenommen werden zu sollen. Um jedoch hierdurch nicht irritirt zu werden, gilt es, zweitens, festzuhalten, daß bis dahin eine eigentliche erschöpfende und abschließende Classificirung der Sprachen überall nicht in Humboldt's Absicht lag, sondern daß es sich lediglich um die Feststellung einer Sprachform als höchsten Maaßstabs handelte, nach welchem alle einzelnen Sprachen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung bringen wollte, zu messen wären. Eine solche Sprachform ist aber in der

1) Einleitung S. 256.

2) Ebendas. S. 256 ff.

That durch alles Bisherige entdeckt und geschildert. Es ist diejenige, welche durch und durch von der Flexionsmethode beherrscht ist. Aus der Betrachtung der Idee der Sprache hat sich ergeben, daß die Flexionsmethode ausschließlich das reine Princip des Sprachbaus in sich bewahrt.¹⁾ Sie allein verleiht dem Worte vor dem Ohre und Geiste die wahre innere Festigkeit und synthetische Einheit. Sie allein wirft mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäß, auseinander und hält sie doch zugleich einheitlich zusammen. In ihr allein bewährt sich die synthetische Kraft, welche die Sprache bildet, in der höchsten Energie, und dies zeigt sich hell erkennbar an der Beschaffenheit des Verbum, der Conjunction, des Pronomen relativum. Sie allein endlich — wenn wir abermals ein historisches Motiv schon hier anticipirend hineinziehen dürfen — haucht einer Sprache ein fruchtbares und dauerndes Lebensprincip ein, indem eine solche zugleich von dem günstigsten Einfluß auf die geistige Entwicklung der Nationen ist. Und weiter. Nicht allein, daß sich zweifellos die Flexionsmethode als absolutes Princip der Sprache, an sich betrachtet, herausgestellt hat. Sondern es trifft sich auch, daß dieses Sprachideal realisiert ist. Zwar nämlich, daß ein vorhandener Sprachstamm, oder auch nur eine einzelne Sprache, in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, dies findet sich im Kreise unserer Erfahrung nicht, allein die Sanskritischen Sprachen (und ihnen zur Seite, wenn auch in niederem Grade, die Semitischen) nähern sich dieser Form am meisten und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat.²⁾

Dies festgestellt, schrumpft nun allerdings dasjenige, was uns bisher als Classification aller Sprachen erscheinen konnte, zu untergeordneter Bedeutung zusammen. Handelt es sich von einer wirklichen Eintheilung, so hat Humboldt zunächst nur die: Es giebt einige Sprachen, die sich der vollkommenen Sprachform im höchsten Grade nähern: der ganze Rest der Sprachen stellt ebensoviele Abweichungen von dem reinen, aus der wahren Intuition der Sprache

1) Einleitung S. 192.

2) Ebendaf. S. 192, S. 307 — 308.

hervorgegangenen Princip dar.¹⁾ Anders ausgedrückt: die Sanskritischen Sprachen bieten einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen dar; diese übrigen streben nach denselben Endpunkten hin, erreichen aber dies Ziel nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege.²⁾ Es existirt — und Humboldt betont dies mit Nachdruck — „ein entschiedener Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäßiger und einer von jener reinen Gesetzmäßigkeit abweichenden Form.“ Diese Abweichungen, fügt er hinzu, können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein, und die in diesem Gebiete befangenen Sprachen „lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren.“³⁾ Bleibt es nun nichtsdestoweniger wahr, daß die Methode der Beziehungsbezeichnung und noch mehr die Methode der Satzbildung einen Maafstab für die Bestimmung ihres Verhältnisses zu dem reinen, durch eben dies Motiv gewonnenen Sprachprincip abgeben, so fragt es sich, welche Bedeutung nunmehr die obigen, gerade aus diesen Gesichtspunkten gewonnenen Eintheilungskategorien: Isolirung, Agglutination und Einverleibung gewinnen? Es sind, antwortet Humboldt, die flectirende sowohl wie die agglutinirende und einverleibende Form abstracte Kategorien. „Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich, und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist.“⁴⁾

Man sieht, es ist jene, in einem früheren Abschnitt von uns hervorgehobene Scheu vor aller Systematik und die damit zusammenhängende Vorliebe und schonende Rücksicht für das Besondere und Individuelle, was Humboldt dazu bringt, seine obigen Eintheilungsansätze wieder zu verschütten. Er ist ganz der Mann, die einzelnen besonderen Sprachen in ihrer Besonderheit aufzufassen und zu charakterisiren: er ist ganz und gar nicht der Mann, das gesammte Sprachgebiet principiell zu theilen und an einer solchen Eintheilung festzuhalten. Selbst jene obigen Eintheilungsansätze ge-

1) Einleitung S. 193.

2) Ebendas. S. 308.

3) Ebendas. S. 313.

4) Ebendas. S. 308.

langen ihm nur, weil er sie an bestimmten Sprachen charakterisiren konnte, und negativ lag eben darin der Grund, weshalb die Kategorie der Agglutination gegen die anderen sichtlich zu kurz kam. Ja, selbst die Aufstellung eines absoluten Maasstabes wäre ihm schwerlich von Statten gegangen, wenn er nicht in einem concreten Sprachstamm, dem Sanskritischen, eine Form gefunden hätte, welche mit der flectirenden sich gerade deshalb so fast vollständig deckte, weil er diese nur an jener entdeckt und charakterisirend abstrahirt hatte. Die Wahrheit ist, daß Alles, was als wirkliche Classification der Sprachen bei Humboldt bezeichnet werden kann, auf dem Zusammenfallen allgemeiner Kategorien mit individuellen, concreten Sprachen beruht. Soweit dies Zusammenfallen reicht, soweit geht Humboldt's Classificiren; weiter nicht.

Wie es sich nämlich trifft, daß die flectirende Form in den Sanskritischen Sprachen zu einer klassischen Erscheinung kömmt, so trifft es sich, daß auch noch eine andere von den „abstracten“ Sprachformen unmittelbar sich mit einer concreten Sprachform deckt. Es ist das dem Flexionsystem diametral gegenüberliegende System der Isolirung, welches einen beinahe ganz reinen Ausdruck in der Chinesischen Sprache findet. Dadurch nun, und dadurch allein, gewinnt Humboldt die Möglichkeit einer wirklichen Classification. Aus der Gesamtheit der nicht-sanskritischen Sprachen scheidet sich die Chinesische als ein für sich bestehendes Genus aus. Von ihr kann nicht einmal wie von den übrigen gesagt werden, daß sie zu der absoluten, der Flexionsform, hinstrebe. „Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so großes Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen: die chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläßt, ihren Grundsatz bis zu Ende durch.“ Ihr Mangel schlägt so unmittelbar zu einer Tugend um. Je weniger äußere Grammatik sie besitzt, desto mehr innere. Denn sie zwingt den Geist, die grammatischen Beziehungen, für die es ihr an Lautbezeichnung fehlt, „auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken.“ Von dem Sanskritischen Sprachstamm demnach unterscheidet sie sich durch die entgegengesetzte Natur, von dem nicht-sanskritischen durch

die Consequenz und Regelmäßigkeit ihres abweichenden grammatischen Systems.¹⁾

Diese aparte Stellung des Chinesischen nun schmälert augenscheinlich in etwas die Geltung der Behauptung, daß die Flexionsform, d. i. die sanskritische Form die absolute Norm der Werthbestimmung der Sprachen sei. Denn streng an dieser Behauptung festgehalten, müßte das Chinesische ohne Weiteres für die unvollkommenste Sprache erklärt werden. Daß sie „als Sprache“ den sanskritischen und semitischen nachstehe, wird auch eingeräumt²⁾ und insoweit der normale Maasstab an ihr zur Geltung gebracht. Abgesehen jedoch von Rücksichten, auf die wir früher hingedeutet haben, ist es augenscheinlich der Begriff der „inneren Grammatik,“ d. h. die Unterscheidung von Geist und Sprache und das Zurückgreifen hinter die Sprache, welches Humboldt verbietet, jenen Maasstab vollständig und durchgreifend in Anwendung zu bringen. Auf der anderen Seite jedoch wird so allein eine concrete Classification ermöglicht. Und zwar folgendermaassen:

Es bilden auf diese Weise „die chinesische und die Sanskritsprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwicklung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich.“ Alle übrigen Sprachen liegen in der Mitte zwischen jenen beiden Endpunkten, „da alle sich entweder der chinesischen Entblößung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen oder der festen Anschließung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen.“ Sie streben sämtlich wahrer grammatischer Formung, d. h. dem sanskritischen Bau zu, und bilden insofern eine dritte große Classe. Allein doch nur auf ganz unbestimmte Weise. Denn was sie mit einander gemein haben, sind nur die negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren und keine Flexion zu besitzen.³⁾

1) Einleitung S. 329 ff. Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 331 ff.

2) Einleitung S. 331.

3) Einleitung S. 333 — 334; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 331 — 332; Kawi-Sprache Bb. III. S. 524.

Savm, B. v. Humboldt.

Wenn nun aber hiermit für die ganze große Sprachmasse, welche dies dritte γένος ἀόριστον bildet, offenbar die Geltung der Flexion als absoluten Maassstabes wiedereintritt, so lehrt für sie auch die Frage nach einer weiteren Classificirung wieder. Es fragt sich, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen zu einander und zu der Normalform nicht wie stufenartige Erhebungen verhalten? ¹⁾ Aber die Antwort Humboldt's lautet wie sie im Wesentlichen schon vorher lautete. Er will durchaus der schlechte Trancheur nicht sein, der die Glieder zerbricht, statt sie zu zerlegen, wie sie gewachsen sind. Die concreten Formen der verschiedenen menschlichen Sprachen sind das lebendige Product des allen Nationen einwohnenden echten Sprachstrebens und der, theils in ihnen selbst, theils in den Umständen liegenden Hemmungen. Jede concrete Form enthält daher, sofern sie vom gesetzmässigen Bau abweicht, „immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil.“ In jenem negativen Theil „liesse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommeneren Sprachen liegt, erlaubt bei Weitem nicht immer so einfache Bestimmungen.“ Sind aber keine Stufen zu bestimmen, so ist auch „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen zu verzweifeln“ — um so mehr, da bei dem dormaligen Zustande der Sprachkunde nicht einmal die äussere empirische Unterlage dafür ausreicht. Das Einzige, was sich leisten läßt, wäre eine Classification „zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an den Sprachen zum Eintheilungsgrunde annimmt.“ Am scheinbarsten würde eine solche Eintheilung dann sein, wenn man sein Augenmerk auf solche Punkte richtete, „die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhängen.“ Als einen solchen Punkt hörten wir oben bereits die Beschaffenheit des Verbum bezeichnen. Exemplificirend gleichsam unternimmt es daher Humboldt schliesslich, den eintheilenden und charakterisirenden Werth der Beschaffenheit des Verbum zu erproben. Dies Unternehmen jedoch schlägt ihm wesent-

1) Einleitung S. 334.

sich nur zu einer Einzelcharakteristik der Barmanischen Sprache aus. Sofern sich zugleich damit eine wirkliche Eintheilung ergibt, so versteht es sich, nach dem eben Gesagten, daß dieselbe weder erschöpfend noch ausschließend sein soll.¹⁾

Alles in Allem gefaßt. Wenn uns Jemand fragte, welches die Humboldt'sche Classification der Sprachen sei, so würden wir demselben zuerst sagen, daß Humboldt die Verschiedenheit der Sprachen gar nicht mit dem Interesse systematischer Eintheilung angesehen, sondern daß er nur aus der Idee der Sprache heraus ihre relativen Vorzüge zu schätzen und daher einen höchsten festen Vergleichungspunkt für sie alle zu finden gesucht habe. Diesen habe er in dem von der Flexion durch und durch beherrschten Sprachbau gefunden. Auf dem Wege dieses Suchens indeß hätten sich ihm als abstracte Anhaltspunkte für die Durchführung einer solchen Vergleichung allmählig vier Formen oder Methoden des Sprachverfahrens dargestellt. Nicht als Sprachklassen demnach, sondern als abstracte Formen, die sich bald reiner, bald unreiner, verschieden modificirt und verschieden gemischt in den concreten Sprachen wiederfänden, habe er — abweichend also von denen, die schon vor ihm diese Namen gebraucht — die isolirende, die flectirende, die agglutinirende und die einverleibende Sprachform aufgeführt. Zu einer eigentlichen Eintheilung der Sprachen endlich sei er erst dadurch fortgeschritten, daß er gefunden, wie die Sanskritsprache fast rein und unvollkommen die Flexionsform, die chinesische Sprache ebenso vollkommen die isolirende Sprachform darstelle. Nun erst habe sich das Bestreben, die relativen Vorzüge der verschiedenen Sprachen nach einer feststehenden höchsten Norm zu würdigen, mit der Tendenz einer Eintheilung der concreten, wirk-

1) Dies, dünkt uns, übersteht Steinthal, wenn er (Classification S. 52) sich durch die obigen Stellen zur Aufstellung eines Classificationsschema's berechtigt und darin (Entwickelung der Schrift S. 13) die „wahrhaft Humboldt'sche Classification“ dargestellt glaubt. Der ganze Versuch, den „κόσμος der Lautwelt“ in einem geschlossenen Schema darzustellen, verräth überdies nur, wie sehr der Verfasser von dem Begriffe des Organismus, d. h. von dem Einflusse der Hegel'schen Anschauungsweise beherrscht blieb. Wiesern wir dagegen Steinthal in seiner sonstigen Auffassung und Kritik der Humboldt'schen Ansicht über die Spracheintheilung beistimmen, erhellt aus dem Ganzen unserer Darstellung. Vgl. übrigens Einl. S. 334 — 338, 338 ff. und Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 332 — 333.

lichen Sprachen vermischt und es sei auf diese Weise zu der Bestimmung gekommen: die chinesische und die Sanskritsprache seien polar entgegengesetzte Punkte; zwischen diesen beiden Extremen gebe es keine rein organisirte, mit irgend einer abstracten Form zusammenfallende Sprache. Gemischt walte in dieser Mitte — einer Bastardklasse gleichsam — Isolirung, Agglutination, Flexion und Einverleibung. Dabei zeige sich im Ganzen ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu der Flexionsform. Allein diese Stufen zu fixiren, zu sichten, zu ordnen sei unmöglich. Alle in dieser Beziehung versuchte Bestimmung einer Rangordnung oder Gruppierung müsse nothwendig einseitig und von bloß relativer Richtigkeit sein. Du siehst — so würden wir den Fragenden entlassen, — nirgends ist das Resultat der Humboldt'schen Sprachuntersuchungen schwerer zu erfassen und weniger beruhigend als bei dem Capitel von der Classification der Sprachen. Aber keines zugleich ist für Humboldt selbst charakteristischer. Der scharfe Sinn für das Allgemeine ringt mit dem feinen Sinn für das Besondere. Die Eintheilungstendenz drängt sich wiederholt hervor, allein die übergroße Behutsamkeit, verbunden mit der Richtung auf das Individuelle trägt den Sieg davon und läßt die versuchte Eintheilung unvollendet stehen.

5.

Die Sprache und die Geschichte.

Dem ganzen Unternehmen aber, die verschiedenen Sprachen als verschiedene Stufen gelungener Sprachbildung anzusehn, läßt sich sofort noch eine ganz andere Seite abgewinnen. Sie sind das Werk der Nationen und der verschiedenen Geisteseseigenthümlichkeit derselben. Diese aber sind in die Zeit gestellt und haben eine historische Entwicklung. Das allgemein Menschliche greift nicht bloß als ideales Einheitsband über die Völkerunterschiede über, sondern es macht sich auch, bewußt sowohl wie bewußtlos, als eine geschichtliche Macht geltend. Jede einzelne Sprache hat eine Geschichte, welche die starre und absolute Scheidung derselben von anderen Sprachen vereitelt. Man kann in den Sprachen in rein idealer Auffassung ein stufenweis fortschreitendes Annähern an die menschlichste, der Idee der Sprache gemäße Sprachform verfolgen. Man kann und muß

nicht minder versuchen, dies Fortschreiten darauf anzusehn, wiewfern es sich zugleich als eine successiv geschichtliche Sprachentwicklung darstellt, oder, mit anderen Worten, wiewfern die Classification der Sprachen zugleich als Geschichte der Sprache erscheint.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Humboldt von einer constructiven Identificirung jener idealen und dieser historischen Betrachtungsweise sehr weit entfernt war. Die letztere lag ihm überhaupt fern, und er zog sich je länger je mehr auf die erstere ausschließlich zurück. Wenn er in seinen frühesten linguistischen Abhandlungen in der Akademie diese historische Seite am stärksten hervortreten ließ, so schob er sie in der Einleitung zur Kawi-Sprache fast gänzlich zurück.¹⁾ Dennoch sind beide Anschauungsweisen, wie sie sich thatsächlich ergänzen, von Humboldt berücksichtigt worden; noch in der Einleitung ward er auf einen Punkt geführt, an dem er nicht vermeiden konnte, die ideale Rangordnung der Sprachen in zeitlich-historischer Projection zu betrachten, und wir sind deshalb verpflichtet, die Humboldt'schen Ansichten über dies ganze Verhältniß zusammenfassend darzustellen. Es wird nur abermals darauf ankommen, die dabei hervortretende Behutsamkeit und das Schwanken unseres Autor's nicht zu verwischen.

In den verschiedensten Wendungen zunächst spricht Humboldt selbst es aus, wie es schon aus dem Begriff der Sprache als ewig lebendiger Erzeugung folge, daß eine jede eine geschichtliche Entwicklung hat. Allen Sprachen gegenüber finden wir uns in eine „historische Mitte“ gestellt. Jede ist „wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmählig entwickelndes Unendliches.“ Nach rückwärts wie nach vorwärts enthält jede Sprache eine dunkle, unenthüllte Tiefe. In den Sprachen ebensowenig „als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, kann es einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein.“²⁾ Die Ursprünge dieser Geschichte der Sprachen nun sind uns unerforschlich. Nur bis auf eine gewisse Weite noch läßt sich die Vergangenheit der Sprachen erkennen; dann

1) S. namentlich Einleitung S. 17 und S. 334.

2) Ebendas. S. 211, S. 63, S. 188. 189.

schließt sich der unbekannte Reichthum, aus dem sie herfließen und läßt nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurück. Es giebt eine für uns erste, ursprüngliche Form derselben, hinter die wir um so weniger zurückbringen können, als der Kreis dieser Urformen geschlossen zu sein und in der Lage, in der wir die Entwicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können scheint. Es ist wahrscheinlich, daß dem Hervorbrechen neuer Sprachen eine bestimmte Epoche im Menschengeschlecht angewiesen war.¹⁾ „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung,“ heißt es schön in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, „daß man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem stuhenden Werden ihrer Formen überrascht hat.“ In diese Urgeschichte der Sprachen, die sofort mit den vorgeschichtlichen Revolutionen unserer Erdkugel verglichen wird, giebt es nur Einen Weg, einzudringen. Er ist analog den Versuchen der Geologie, die Urgeschichte der Schöpfung aufzuhellen. Aus dem allgemeinen Wesen des Menschen, aus der idealen Natur der Sprache wagt Humboldt hin und wieder mit der ihm eignen Vorsicht muthmaßende Schlüsse über jene ursprüngliche Organisationsepoch. Die Sprache ist Organismus. Sie kann insofern nicht anders als auf Einmal entstehen. Sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Nur so freilich, daß ihr Gesamtorganismus der Potenz nach mit dem ersten Worte gesetzt ist, nur so, daß er als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingte, nur so also, daß das wirkliche Hervorgehen der Sprache immerhin „gewiß nur nach und nach“ erfolgte.²⁾ Demzufolge nun nennt zwar einerseits Humboldt alles Bestimmen einer Zeitfolge in der Bildung der wesentlichen Bestandtheile der Rede ein Unding,³⁾ aber gleichzeitig darf er nichtsdestoweniger, ausgehend von der Natur der Verstandeshandlung, die er der genetischen Erklärung der Sprache unterbreitet,⁴⁾ einzelne Theile der Sprache für ursprünglicher als andere erklären. So weist er

1) Einleitung S. 63, S. 12.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 242, 243. 253.

3) Ueber die Verwandtschaft ic., a. a. D. S. 3.

4) S. oben S. 500. 501.

nach, wie der wesentliche Begriff der drei Personalpronomina durch die Natur der Sprache selbst gegeben, daß sie die ursprünglichen, weil nothwendigen Beziehungspunkte des Wirkens durch Sprache als solche bezeichnen, daß mithin das Pronomen sich nicht erst spät entwickelt haben könne, sondern ursprünglich da gewesen sein müsse.¹⁾ Er wiederholt dies in der „Einleitung.“²⁾ Die Bezeichnung der drei Personen mittelst des Schema von Raum, Zeit und Empfindungsgrad³⁾ wird für ursprünglich erklärt und hinzugefügt, daß sich an die Personenwörter unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen angeschlossen haben dürften. Ja, er geht weiter. Mit Bopp objective und subjective Wurzeln unterscheidend, erklärt er die letzteren überhaupt, d. h. diejenigen, in denen der Ausdruck oder die Beziehung auf die gefühlte Persönlichkeit das Wesen der Bedeutung ausmacht, für ursprünglicher als die ersteren. Diese subjectiven Wurzeln „hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität: er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaßen ausreichen; — er deutet daher — — auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin.“ Weiterhin endlich werden, als mit dem Subjectiven am nächsten zusammenhängend, an die innere Empfindung sich am unmittelbarsten anlehnend, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe für nicht minder primitiv erklärt. „Es liegt,“ heißt es, „in der Natur der Sprachentwicklung selbst, daß, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können.“⁴⁾

Vielleicht indes führen diese letzten Bestimmungen über den schlechthin ersten Organisationsproceß der Sprachen bereits hinaus. Zu wiederholten Malen nämlich läßt Humboldt diesen ununterscheidbar zusammenhängen mit einem weiteren erneuter und fortgesetzter Gährung. Er rückt den „Punkt vollendeter Organisation,“ den

1) Ueber die Verwandtschaft etc., S. 2. 3.

2) Daselbst S. 115.

3) Ueber die Kant'sche Grundlage dieser Bestimmungen s. oben S. 447. 448.

4) Einleitung S. 117. 119.

„Punkt der Reife,“ von welchem an die Sprachen „ihre einmal erreichte Form nicht mehr wesentlich ändern,“ die Grenze zwischen der Organisationsperiode und der Periode „feinerer Ausbildung“ bald mehr zurück, bald mehr vorwärts. Er will das Eine Mal nicht entscheiden, ob die Sprachen jenen Reifepunkt unmerklich und allmählig, oder gleichsam mit einem ersten Wurf erreichen;¹⁾ er sondert ein andermal das erste Werden des organischen Baues der Sprache von den Umänderungen durch fremde Beimischung, bis die Sprache wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelange, und bezeichnet demgemäß das Zusammenfließen mehrerer Mundarten als „eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen,“ — sofort aber fügt er hinzu, wie diese beiden Stadien der Sprachentstehung sich nicht mit Sicherheit von einander trennen ließen;²⁾ er erklärt es endlich, im Zusammenhang damit, für wahrscheinlich, daß keine Sprache zur vollendeten Bildung reif sei, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgegangen sei, „durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist.“³⁾

Wie unsicher und wechselnd aber auch diese Bestimmungen sind, indem bald mehr, bald weniger in die „Periode der Formenbildung“ hineingezogen wird, so bleibt doch darin Humboldt sich gleich, daß er von ihr als eine zweite Periode diejenige unterscheidet, in welcher „die innere und feinere Ausbildung der Sprache“ vor sich gehe. Der Punkt, welcher diese Periode von der früheren (oder, nach anderer Auffassung, von den beiden früheren) trennt, „ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet.“⁴⁾ Nur wenig modificirt, kehrt dieselbe Unterscheidung in der „Einkleitung“ wieder. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache als mit dem Zweck derselben be-

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 349. 350.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244. 246.

3) Ebendas. S. 254.

4) Ebendas. S. 246.

schäftigt. „Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andern anschließt.“ Allmählig, aber nach einem Gesetze. Wenn diese Krystallisation geendet ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, „es zu gebrauchen und sich hineinzubauen.“ Von einer andern Seite angesehen, stellt sich dieser Uebergang der nationalen Thätigkeit von der Sprache zu dem Gebrauch der Sprache als ein Ermatten des sprachschaffenden Triebes dar. Die Masse des im sprachlichen Bauen hervorgebrachten Stoffes wächst, und diese „nun auf den Geist zurückwirkende, äußere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbständige Einwirkung der Intelligenz.“¹⁾ Die Sprache beginnt nunmehr mit dem eigenthümlichen Volksgeist eine Laufbahn, „in der keiner beider Theile sich von dem andern unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andern erfreut.“ Diese zweite Periode ist die der litterarischen Thätigkeit der Nation und die vorbereitend dazu hinführende. Wie sich in der ersten Periode die Form, so entwickelt sich in dieser der Charakter der Sprachen.²⁾

Von dieser zweiten endlich unterscheidet Humboldt an einer Stelle der „Einleitung“ noch eine dritte Periode. Verfolgt man nämlich den Lebenslauf der Sprachen noch weiter, so kann man ein abermaliges Ermatten der Sprache beobachten. Wie der sprachliche Bildungstrieb, so kann weiterhin auch der die Formen gebrauchende und im Gebrauch sie verfeinernde und bereichernde Geist erschlaffen. Es kann „in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser, in eigener Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt.“ In dieser Periode „welkt“ alsdann „die Blüthe des Charakters“ — bis etwa die Sprache durch den Genius einzelner großer Männer von diesem Ermatten wieder geweckt und emporgerrissen wird.³⁾

1) Einleitung S. 195 — 198.

2) Ebendaf. 196. 200 ff.; vergl. oben, S. 515 ff.

3) Ebendaf. S. 199. 200.

Alle Verschiedenheit der Form nun fällt, diese Periodisirung festgehalten, in die erste der drei bezeichneten Perioden. Für die Formunterschiede, die sich bisher nach einem idealen Maaßstabe gruppirten, gewinnen wir daher jetzt zugleich einen Spielraum zeitlicher Entwicklung, und es fragt sich daher, ob und wie weit die Verschiedenheit der Sprachen in ihrem Bau, nicht bloß naturhistorische, aus Verschiedenheit der nationalen Anlagen stammende, sondern zugleich historische, verschiedene Stufen des sprachlichen Bildungsprocesses bezeichnende sind? Es handelt sich — in dieser Form tritt die Frage bei Humboldt selbst in dem Schreiben an Rémusat¹⁾ auf — es handelt sich darum, die diametral entgegengesetzte Beschaffenheit des Chinesischen und des Sanskrit, sowie die jener dazwischen liegenden der sanskritischen Form zustrebenden Sprachen nach ihrem realen, historischen Ursprung zu erklären.

Zwar, daß dieser Versuch zeitlich-historischer Erklärung durchaus gelingen sollte, dies ist mit Nichten zu erwarten. Mit Nichten wird sich die ideale Stufenfolge der Sprachformen ohne Weiteres als zugleich historische fassen lassen. Mit Nichten wird sich demgemäß das Chinesische schlechtweg für die älteste, das Sanskrit für die jüngste Sprache erklären lassen. Es darf nie übersehen werden, daß die geistige Individualität eines Volkes vor der des anderen mit klarem und durchdringendem Sprachsinne begabt ist. Auch der verschiedenen Einwirkung äußerer Umstände wird Rechnung zu tragen sein. Derartige Umstände, wie Uebergänge einer Sprache in die andere, können hier der Sprachbildung einen schnelleren und höheren Schwung geben, während dort entgegengesetzte Einwirkungen Schuld sein können, daß die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortzuschleppen.²⁾ Gewiß daher darf man keinen allgemeinen Typus allmählig fortschreitender Sprachformung entwerfen. Was die Ursprachen America's und Nordasien's charakterisirt, braucht darum noch nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Allein andrerseits hieße es den naturgemäßen Weg menschlicher Entwicklung ignoriren und würde mit dem, was sich thatsächlich nachweisen läßt, streiten, wenn man schlechtweg alle Sprachverschiedenheit

1) Daselbst G. W. VII. 333.

2) Ueber das Entstehen etc., G. W. III. 286.

auf Verschiedenheit der ursprünglichen nationalen Anlagen reduciren wollte. Der naturgemäße Weg menschlicher Entwicklung verbietet das. Denn man stelle sich die Dinge nur natürlich vor, und man wird leicht die Schwierigkeit begreifen, daß jemals gleich bei Entstehung einer Sprache Flexion dagewesen sei. Einzelne reine grammatische Bezeichnungsarten können wohl aus einem dunklen Gefühl ursprünglich entstanden sein. Allein die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse verstatet ihnen nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl: jener Fälle mithin können nur sehr wenige gewesen sein. Die Thatsachen desgleichen führen auf dasselbe Resultat. Denn, sowie man eine Sprache genauer zu analysiren versucht, so zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Silben auf allen Seiten und widerlegt somit die Meinung von der durchgängigen Ursprünglichkeit wahrer Flexion. Es muß daher ein allgemeines Werden höherer sprachlicher Formalität statuirt werden. Mehr als das. Für diese historische, ganz wie für die ideale Betrachtung, bildet die höchste Sprachform einen festen Punkt. Nach diesem werden sich andere, gleich feste bestimmen lassen. Jene allmähliche Entwicklung des Sprachvermögens wird also an sicheren Zeichen erkennbar sein: es werden sich bestimmte zeitliche Stufen an derselben unterscheiden lassen.¹⁾

Ganz im Allgemeinen zuerst. Das ganze Streben der Sprache ist formal. Ursprünglich nun wird die Sprache noch mangelhaft in der Herrschaft der Form sein, auch das Grammatische, wo es nicht geradezu fehlt, wird stoffartig sein. Bei weiterem Fortschreiten alsbald weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, aber die Grammatik tritt noch immer erst im Fall des Bedürfnisses auf, sie waltet und herrscht noch nicht in der Sprache. Eine höhere und höchste Stufe folgt. Kein Element wird mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ist ganz in der Rede besiegt. Es ist die Stufe, welche nur die gebildetsten Sprachen erreichen.²⁾

Näher jedoch und genauer. Es giebt nach der Darstellung in dem Aufsatz „Ueber das Entstehen ic.“³⁾ vier Stufen des

1) Ueber das Entstehen ic., G. W. III. 270 ff.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 255. 256.

3) Dasselbst S. 296. 297.

allmäligen Fortschreitens zu grammatischer Formalität. „Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. Sie sucht aber das Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältniß und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.“ Zweitens. „Dies Hilfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stätig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht auf der zweiten Stufe die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.“ Drittens. „Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.“ Endlich viertens. „Die Formalität dringt durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil und hat nicht bloß lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.“

Sucht man sich nun Rechenschaft über das Verhältniß dieser zeitlichen Stufenfolge zu der idealen zu geben, so würde im Allgemeinen die isolirende und die einverleibende Form mit den beiden untersten, die agglutinirende mit der dritten Stufe zusammenfallen; nicht bloß ungefähr, sondern vollständig würde sich die Flexionsform mit der höchsten Stufe decken. Wie aber diese vier Formen von Humboldt selbst als abstracte bezeichnet werden, so ist weniger von ihnen als von den concreten Sprachformen und Classen zu erwarten, daß sie — soweit dies überhaupt möglich ist — sich zugleich als historische Stufen werden fassen und erklären lassen. Die ideale Stufenfolge nähert sich natürlich der historischen um so mehr, je

concreter beide gefaßt werden. Es bleibt uns die Vorführung einer dritten Darstellung der sprachlichen Entwicklungsgeschichte übrig, in welcher sich, eben dieser concreten Fassung wegen, die ideale und die factische Aufeinanderfolge der Sprachformen am meisten in ein ausgeglichenes Verhältniß gesetzt hat. Es ist diejenige, die sich in dem Schreiben an Rémusat findet. Wir dürfen sie jedoch in einzelnen Zügen aus den mehrerwähnten akademischen Abhandlungen ergänzen.

Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch nämlich verfolgt eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen und trägt dies in die Sprache über.¹⁾ Er stellt jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blos in den zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen dar — wie z. B. wenn in der Sprache der Abiponen das Pronomen der dritten Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend oder herumgehend gedacht wird.²⁾ Es hängt dies damit zusammen, daß in dieser frühesten Periode der Redende die Formen in jedem Augenblick mehr selbst bildet, als sich der vorhandenen bedient. Hierzu kommt, daß der Mensch auf dieser Stufe gleichsam verschwenderisch mit den Worten ist; er wiederholt, was schon gesagt ist; er läßt Töne einfließen, die weniger einen Gedanken, als eine Regung seiner Seele ausdrücken.³⁾ Gewisse Nationen endlich, auf diesem Bildungsstadium, haben „die Sitte“ — so sagt Humboldt im Jahre 1822 — „ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schooß des Verbum aufzunehmen.“

Aus diesen Anfängen heraus nun, wie sie in der chinesischen Sprache noch zum Theil, in den Sprachen mit Einverleibung und anderweitiger unechter Formalität noch im großen Umfange sichtbar sind, — aus diesen Anfängen heraus haben sich mehr oder weniger alle Sprachen zu bald größerer bald geringerer Vollendung emporgelbnet. Der Fortschritt besteht darin, daß theils überflüssige Formen fallen gelassen werden, theils die ursprünglich nebensächliche

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 256.

2) Ueber das Entstehen ic., G. W. III. 292; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 334.

3) Ebenbas. in beiden genannten Aufsätzen.

Besonderheiten bezeichnenden Wörter und Formen zum Ausdruck nothwendiger grammatischer Beziehungen verdichtet und geläutert werden. Grammatische Wörter werden zu Affixen, Affixe werden endlich zu wirklichen Flexionen.¹⁾

Unzweifelhaft ist dies der Entwicklungsgang, welchen die Sprachen genommen haben, die entweder ganz flexionslos sind oder deren Flexionsystem wenigstens unvollständig und fehlerhaft ist. Es sind die Sprachen jener großen Mittelgruppe zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit, in denen uns verschiedene Stufen des Processes von jenen Anfängen an bis zur wirklichen Flexion erhalten sind.²⁾

Nur zum Theil anders verhält es sich mit den vollkommenen Flexions Sprachen. Auch sie werden größtentheils von denselben Anfängen ausgegangen sein. Die Verallgemeinerung der ursprünglich ganz particulären Beziehungen, die Verdrängung der überflüssigen ist hier nur vollständiger durchgedrungen, diese Beziehungen sind endlich organisch mit den Grundwörtern verschmolzen, die zunächst nur angefügten grammatischen Verhältnißbezeichnungen sind mit den Begriffsbezeichnungen zu einem untrennbaren Ganzen zusammengewachsen u. s. w. So größtentheils. Nur wird man daneben auch die Ursprünglichkeit wahrhaft grammatischer Formen nicht in Abrede stellen dürfen. Es ist das vollständigere Gelingen der Umwandlung bloßer Analogien grammatischer Formen in wirkliche grammatische Formen eine Folge der glücklicheren Sprachanlage einzelner Völker. Eben diese glücklichere Begabung wird im Einzelnen auch ursprünglich und im ersten Wurf wahre Flexion geschaffen haben.³⁾

Wieder anders endlich ist der Fall mit dem Chinesischen. Auch diese Sprache, flexionslos wie sie ist, muß angefangen haben wie alle übrigen Sprachen, die in der gleichen Lage sind und in denen Wörter, welche von Hause aus Bezeichnungen accessorischer Nebenbeziehungen waren, allmählig zum Ausdruck grammatischer Formen geworden sind. Allein der Fortschritt, welchen die anderen

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354.

2) Ebendas. S. 335.

3) Ebendas. S. 335 — 338.

Sprachen von da aus gemacht, ist im Chinesischen nicht gemacht worden. Es ist diese Sprache nicht wie jene dazu fortgegangen, ihre grammatischen Wörter in Affixe zu verwandeln, um aus diesen Affixen endlich Flexion zu machen. Irgend welche Ursache scheint das Chinesische von dem allgemeinen Gange der übrigen Sprachen abgelenkt und es in eine ihm allein eigne Bahn gedrängt zu haben. Der phonetische Theil der Sprache, so entwickelt dann Humboldt weiter, mag die Hauptschuld daran haben. Diese lautliche Armuth mag sich verbunden haben mit der intellectuellen Trockenheit des chinesischen Geistes, und so mag aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen, unter dem hinzutretenden Einfluß der chinesischen Schrift, jene eigenthümliche Unvollkommenheit der Sprache entstanden sein, welche nachher durch ein glückliches Talent methodischer Bearbeitung der Ideen halb und halb in einen Vorzug verwandelt wurde.¹⁾

Erscheint nun so die Humboldt'sche Gruppierung der concreten Sprachformen fast genau in dem Spiegelbilde der historischen Genesis der Sprachen wieder, so eröffnet sich schließlich für dies Verhältniß der inneren zu der zeitlich-äußeren Stufenfolge der Sprachen noch eine andere Perspective. Die bisherige Darlegung des Successiven in der Sprachbildung ging wesentlich von der innern oder intellectuellen Seite der Sprache aus. Man kann aber auch von der lautlichen Seite ausgehen. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man die Sprachen in ein- und mehrsilbige unterschieden, und von ihm aus präsentirt sich für Humboldt der historische Entwicklungsgang der Sprache, den wir bis hieher als Aufsteigen zu größerer Herrschaft der Form und als Fortschreiten von Bezeichnung des Zufälligen und Besonderen zur Bezeichnung des Nothwendigen und Gedankenmäßigen kennen gelernt haben, zugleich als Uebergang von Einfilbigkeit zu Mehrfilbigkeit. Der letzte Paragraph der „Einführung zur Kawi-Sprache“ ist es, der ausschließlich sich mit diesem Thema beschäftigt.

Die Einfilbigkeit nämlich ist lediglich ein Uebergangszustand, aus welchem sich die mehrsilbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben. Alle Sprachen gehen von einfilbigem Wurzelbau aus, gelangen aber durch Zusammensetzung, Anfügung und Flexion

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354 ff.

zur Mehrsilbigkeit. Denn auf die Ursprünglichkeit der Einsilbigkeit führt die historische Untersuchung mittelst sorgfältig angestellter Sprachergliederung. Ebendahin führt die Natur der Sache selbst. „Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äußeres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entstanden, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne daß dadurch der Grundsatz der Einsilbigkeit beeinträchtigt würde.“¹⁾ Der Fortgang aber zur Mehrsilbigkeit sofort geht Hand in Hand mit dem Fortgang der Sprachen zu reinerer Formalität. In dem Silbenumfang, verbunden mit der Art und Weise der Aneinanderreihung der Silben, stellt sich noch einmal die Berechtigung dar, das Chinesische und das Sanskrit als zwei Pole, die übrigen Sprachen als zwischen beiden vermittelnde Zwischenstufen zu fassen.²⁾ Das Chinesische zunächst erscheint auch in dieser Beziehung als diejenige Sprache, welche gleichsam stehen geblieben, den Weg der übrigen Sprachen nicht mitgemacht hat. Obgleich nicht ohne Zusammensetzung, ist diese Sprache doch ohne wahre Mehrsilbigkeit. Ihre innere Natur, der Mangel aller Flexion, verbunden mit ihrer phonetischen Eigenthümlichkeit, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Silblaute getrennt zu erhalten, hält sie bei der Einsilbigkeit fest. Das Sanskrit und das Semitische, d. h. die echten Flexions Sprachen, dem gegenüber, schreiten am vollständigsten zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sie schreiten dazu fort, d. h. auch sie sind von ursprünglich einsilbigen Wurzeln ausgegangen: nur daß daneben ursprünglich zweisilbige Wurzeln in ihnen ebensowenig wie ursprüngliche Flexion wird gelängnet werden dürfen. Denn hier abermals kommt neben dem natürlichen Wirken der Zeit die eigenthümliche Kraft der mit Flexionsinn begabten Nationen in Anschlag. Sehr möglich daher, daß

1) Einleitung S. 386.

2) Einleitung S. 425 vgl. Lettre à Mr. Jaquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique G. W. VII. 419.

bei diesen Nationen Zusammensetzung oder vielmehr Vereinigung zweier Eindrücke schon im Geiste desjenigen lag, der ein Wort zum ersten Mal aussprach. Vereinigung vielmehr als Zusammensetzung; denn auch sofern diese Sprachen zur Mehrsilbigkeit erst fortschreiten, schreiten sie zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sowohl äußerlich wie innerlich nämlich wirken hier die entgegengesetzten Eigenschaften als bei'm Chinesischen. Gefallen an Wohlklang und Streben nach rhythmischen Verhältnissen wirkt zusammen mit der Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen. Die Flexionsbegabung, mit einem Worte, bringt wahre, von äußerlicher sowohl wie von echter Zusammensetzung unterschiedene Mehrsilbigkeit im Laufe der Zeit zu Stande. Ist aber dies die Geschichte des semitischen und des Sanskritstammes, so nähert sich derselben endlich drittens in verschiedenem Grade die der mittleren Sprachgruppe. Auch diese Sprachen — Humboldt geht insbesondre die Barmanische und die Malaiische durch — gehen von einsilbigem Bau aus und schreiten zu mehrsilbigem fort; sie überschreiten den Standpunkt des Chinesischen, ohne das Ziel der echten Flexionsprachen zu erreichen. Sie bleiben auf dem Zwischenstadium der Zusammensetzung und der Agglutination bis zu theilweiser Flexion stehen. Die Mehrheit der Silben fällt nur unvollkommen mit Einheit des Wortes zusammen. Und endlich, während sie in der Verschmelzung der Silben zur Einheit minder glücklich sind, so reihen sie oft eine größere Anzahl derselben unrythmisch an einander, indeß das vollendete Einheitsstreben der wahren Flexionsprachen wenigere harmonisch zusammenschließt.

Um Alles schließlich zusammenzufassen: Die zeitlos aufgefaßte Gruppierung und Stufenfolge der Sprachen ist im Ganzen und Großen identisch mit der Geschichte der Sprachentwicklung, und diese Geschichte wiederum ist im Ganzen und Großen dieselbe, wenn man sie nach innerlichen Momenten betrachtet, und dieselbe, wenn man auf den Umfang und die Behandlung der Silbenzahl achtet.

Nicht erschöpft freilich ist mit alle dem die ganze Bedeutung, welche für Humboldt das Walten der Geschichte innerhalb der Sprache selbst hat. Wenn dies Walten vorzugsweise in die Organisationsperiode der Sprachen — nach der weiteren Fassung dieser Periode — fällt, so läßt sich ja dieselbe an der Bildung der romanischen, der

neugriechischen, der englischen Sprache nicht bloß durch Conjectur, sondern sogar geschichtlich verfolgen,¹⁾ und eine Reihe neuer und besonderer Erscheinungen drängt sich dabei der Beobachtung auf.²⁾ Es drängt sich der Unterschied auf „zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwicklung aus einander fortsproießen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äußerer Umstände erheben.“³⁾ Die Erscheinung ferner zeigt sich, wie bei der Entstehung jener Abkömmlinge der klassischen Sprachen zwar „die Formen,“ wie Humboldt sagt, aber nicht „die Form“ derselben sank, „die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoß.“⁴⁾ Die Nothwendigkeit endlich wird klar, daß diese neuen Sprachen, um neue zu sein, von dem Geist der Völker, die sie schufen, ein „verändertes Einheitsprincip,“ eine individuelle „Urform zu neuer Krystallisation“ empfangen mußten.⁵⁾

Weiter jedoch ist dies Walten der Geschichte nicht bloß auf die Organisationsperiode beschränkt, sondern auch die Ausbildung und Verfeinerung der Sprache in ihrer zweiten Periode wird ein Gegenstand der historischen Aufmerksamkeit. Es ist einmal wiederum das Schicksal der Form, und es ist zweitens die Entwicklung des Charakters der Sprache, was in dieser Periode das Interesse auf sich zieht. In ersterer Beziehung hebt die Humboldt'sche „Einleitung“ die Thatsache hervor, daß der Flexionsreichthum der Sprachen abnimmt, sobald sie aus der Gährung ihrer ersten Formation in die Periode ihres Gebrauchs hinübertreten. Grammatische Wörter werden an die Stelle echter Formen gesetzt, und wahre Flexions Sprachen können sich dadurch im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz ver-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 246.

2) Ueber das Entstehen etc., G. W. III. 306.

3) Einleitung S. 300.

4) Ebendaß. S. 295.

5) Ebendaß. S. 297.; vergl. über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. überhaupt aber §. 21. der Einleitung. Die Reihe treffender Bemerkungen, welche hier der weiteren Auseinandersetzung dieser Erscheinungen gewidmet werden, kann in unserer nur auf das Allgemeine gerichteten Darstellung nicht flüchtig einen Platz erhalten.

schiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Statt des Gefallens an der Bildung des geistigen Werkzeugs nämlich waltet nunmehr „der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie, an sünreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfswörter und Präpositionen auf.“ Es ist dies eine Affection der Form, welche als solche, positiv betrachtet, zugleich den Charakter der Sprache mitberührt.¹⁾ Was aber diesen insbesondere betrifft, so ist er seiner Natur nach noch viel schwerer zu ergreifen als die Form. Er ist nicht die Sprache selbst, sondern die gebrauchte Sprache. Er ist nichts anderes als der Charakter der Nation, sofern er durch die Sprache durchschimmert oder wie ein Hauch dieselbe umschwebt. Die Sprachen nach ihrem Charakter gruppieren und schildern, heißt die Nationen charakterisieren. Wenn daher Humboldt, in Beziehung auf den Charakter der Sprachen, auf den Unterschied als den eigentlich entscheidenden aufmerksam macht, daß in den einen die Richtung nach dem Innern des Gemüths, in den andern nach der äußeren Wirksamkeit vorherrsche,²⁾ so ist dieser Unterschied überwiegend ein Unterschied der nationalen Eigenthümlichkeit. Die Geschichte aber vollends der Charakterentwicklung der Sprachen führt über die Grenzen der Linguistik hinaus. Sie fällt wesentlich zusammen mit der Literaturgeschichte. Die „Einleitung“ ist reich an allgemeinen Gesichtspunkten für diese. Sie skizzirt das Entstehen der Literatur. Sie macht aufmerksam auf die zwiefache Gestalt, welche die Sprache dadurch erhält, daß sie in die Hände der Lehrer und Dichter des Volks kommt, dem sich dieses nach und nach mit volksthümlichem Gebrauch der Sprache gegenüberstellt. Sie schildert den Einfluß, welchen die eigentlichen Grammatiker auf die Sprache auszuüben im Stande sind. Sie entwickelt in meisterhaften Zügen das Hervorbrechen von Prosa und Poesie. Sie geht ein auf die Verwandtschaft und die Differenz dieser beiden. Sie stellt dem red-

1) Einleitung S. 289 — 293.

2) Ebendas. S. 214.

nerischen den wissenschaftlichen Gebrauch der Prosa gegenüber und charakterisirt die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus dieser entwickelnden Gelehrsamkeit. Sie hebt endlich die Bedeutung des eintretenden Gebrauches der Schrift für die Literatur hervor und knüpft an diese Epoche die Unterscheidung einer früheren natürlichen und einer späteren kunstvolleren Dichtung an.¹⁾

6.

Begriff und Ziel der Sprachwissenschaft. Zusammenhang mit der
Geschichtsphilosophie.

Nicht jedoch im Sinne Humboldt's überschreiten diese Erörterungen die Grenzen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Auf dem tiefen Grunde, den er gelegt hat, erhebt sich diese Wissenschaft zu stolzer Höhe.

Natürlich daß vor Allem das vergleichende Sprachstudium von äußerlichen Beziehungen schlechterdings zu emancipiren ist. Es ist ein, „seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragendes Studium.“ Es muß „um seiner selbst willen bearbeitet werden.“ Gerade durch diese selbständige Behandlung jedoch dient es, wie alle echte Wissenschaft, dem Einen und höchsten Zweck, „daß die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältniß zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich.“²⁾

Weiteres Licht sofort erhalten diese Bestimmungen über die Würde des Sprachstudiums durch die Auseinandersetzungen über Umfang und Ziel desselben.

Nach den beiden Hauptepochen zunächst, die sich in dem geschichtlichen Dasein der Sprachen unterscheiden lassen, zerfällt auch das vergleichende Sprachstudium in zwei Theile. Die Sprachen bilden in einer ersten Periode ihren Organismus. Die Sprachen erfahren innerhalb ihres fertigen Organismus in einer zweiten Periode eine fortdauernde feinere Ausbildung. Der Eine Theil des

1) Einleitung S. 198. 199 und S. 230 — 251.; vergl. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 265.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 241. Ueber den Dualis. G. W. VI. 564.

Sprachstudiums demnach hat es mit der Untersuchung des Organismus der Sprachen, der andere mit der Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung zu thun. Jener hat sich wesentlich mit der Form, dieser vorzugsweise mit dem Charakter der Sprachen zu beschäftigen. Jener fordert so weit als möglich fortgesetzte Vergleichung, dieser Isoliren auf dieselbe Sprache und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, jener daher vorzugsweise Ausdehnung, dieser vorzugsweise Tiefe der Forschung.¹⁾

Näher ist der erste dieser beiden Theile von wesentlich naturhistorischem Charakter. Denn der Organismus der Sprachen gehört zur „Physiologie des intellectuellen Menschen.“ Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gesamtgebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen.²⁾ Die verschiedenen Sprachen sind als ebensoviele Naturspecies anzusehen. Es gilt dabei, die Oberflächlichkeit bisheriger Sprachvergleichung und deren fragmentarisches Verfahren zu vermeiden. Auch die Mundart der rohsten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden; als ein organisches Wesen muß sie auch als solches behandelt werden.³⁾ Humboldt hat das lebhafteste Bewußtsein, durch die Feststellung der Begriffe: Form und Princip der Sprachen, und durch die eingehende Analyse des Sprachverfahrens die Punkte sicher bezeichnet zu haben, zu denen die Sprachzergliederung sich erheben könne, und ebendamit für die Sprachvergleichung neue, bisher unbetretene Bahnen eröffnet zu haben.⁴⁾ Zur Vollständigkeit dieser ganzen Untersuchung aber fordert er Zweierlei. Es ist einmal jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle in ihr aufzufindenden Analogien sind zu verfolgen und systematisch zu ordnen —: die vergleichende Sprachkunde erfordert Monographien ganzer Sprachen. Aber nicht bloß der Länge nach, sondern auch der Breite nach sind die Fäden des Zusammenhanges des Sprachbau's aufzusuchen;

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 247. 248.

2) Ebendas. S. 248.

3) Ebendas. S. 249.

4) Einleitung S. 191. 192.

einzelne Theile dieses Baues, einzelne Wörter und Wörterklassen und dann wieder einzelne grammatische Formen sind durch alle Sprachen hindurchzuverfolgen: — die vergleichende Sprachkunde erfordert zweitens Monographien einzelner Glieder gleichsam und Organe des Sprachbau's. Erst durch Beides zusammen aber würde der physiologische Theil der Sprachwissenschaft sich vollenden; erst diese doppelte Arbeit könnte dazu führen, „einen Abriß der menschlichen Sprache als ein Allgemeines gedacht, in ihrem Umfange, der Nothwendigkeit ihrer Gesetze und Annahmen, und der Möglichkeit ihrer Zulassungen zu entwerfen.“¹⁾

Man könnte nun versuchen, auch den zweiten Theil der allgemeinen Sprachwissenschaft nach den von Humboldt gegebenen Andeutungen für sich zu betrachten. Offenbar, daß derselbe von vorwiegend historischem Charakter ist. Die Untersuchung der Sprachen im Zustande höherer Ausbildung, die Untersuchung des sprachlichen Charakters, führt zum Erkennen ihrer Angemessenheit zur Erreichung aller menschlichen Zwecke. Die Verschiedenheit der Sprachen ist daher für diese Art der Betrachtung nicht sowohl eine naturhistorische als eine „intellectuell=teleologische“ Erscheinung.²⁾ Vollständig lassen sich Untersuchungen dieser Art nur bei den höher gebildeten Sprachen und nur da anstellen, wo Nationen in einer Literatur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Hier ist es daher, wo die im engeren Sinn so genannte Philologie in ihrem Unterschied von und zugleich ihrer Beziehung zur Linguistik eintritt. Es ist der charakteristische Gesichtspunkt jener, die Rücksicht auf die Literatur in den Vordergrund zu stellen. Die Linguistik bedarf daher der Philologie. Derjenige Theil der Sprachforschung, den man in der eben versuchten Weise von dem rein physiologischen als einen besonderen abcheiden könnte, muß sich durchweg auf die philologische Behandlung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler stützen.³⁾

Allein die Wahrheit ist, daß diese Scheidung ungenau und un-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 250. Ueber den Dualis, VI. 562. ff. 585.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 247. 248.

3) Ebendas. S. 251; Einleitung S. 206. 207.

durchführbar ist. Im Organismus einer Sprache liegt der Keim zu ihrer feineren Ausbildung. Der Sprachcharakter entwickelt sich auf dem Grunde der Sprachform. Schon auf die Bildung der Form übt die Geschichte einen Einfluß; noch in der Bildung des Charakters ist die naturhistorische Verschiedenheit der Nationen bemerkbar. Auch im Zustande der Cultur hören die Sprachen nicht auf, naturhistorische Erscheinungen zu sein; schon von Hause aus ist ihre Verschiedenheit zugleich eine „intellectuell-teleologische“ Erscheinung. Unmöglich daher, jene beiden Theile des vergleichenden Sprachstudiums von einander zu isoliren. Man kann den Charakter nicht ohne die Form und man darf die Form nicht ohne Rücksicht auf den Charakter der Sprache studiren. Die physiologische muß mit der historischen Betrachtung Hand in Hand gehn. Stets muß dies Doppelte dem Sprachforscher vorschweben, einmal, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und sodann, wie die verschiedenen Sprachen sich zu dem Ideengebiet und den ideellen Zwecken der Menschheit verhalten, einmal, wie die Individualität der Nation auf die Sprache und dann wieder wie die Sprache auf sie zurückwirkte. Der ganze Weg unterliegt seiner Betrachtung, auf dem die Sprache vom Geiste ausgeht und auf den Geist wieder einwirkt. Das Studium der Grammatik und des Lexikon darf nicht von dem der Literatur getrennt, und noch in den höchsten Werken der Sprache muß die Wirkung des sprachlichen Organismus erkannt und geachtet werden. Die feinsten Elemente und die höchsten, geistigsten Producte der Sprache müssen gleichmäßig beachtet, der Ursprung endlich und die Vollendung der Sprachen zusammengekommen werden.¹⁾

Bei dieser Verbindung aber der beiden Theile des vergleichenden Sprachstudiums enthält doch der letztere den eigentlichen Schlüssel für die höhere Bedeutung der ganzen Wissenschaft. Es ist die Betrachtung der Sprachverschiedenheit als „intellectuell-teleologischer“ Erscheinung, von wo aus die allgemeine Sprachwissenschaft eine höhere Weihe empfängt, wo ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst liegt. Sie ist wesentlich eine historische Wissen-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, S. 267. Ueber den Zusammenhang etc., S. W. VI. 428 u. A.

schaft. Wie es die Aufgabe des Historikers überhaupt ist, daß er das Streben der die Geschichte durchwaltenden Ideen darstelle, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen, so ist es das Geschäft des Sprachforschers, das Streben darzustellen, nach welchem die Idee der Sprachvollendung sich zu realisiren sucht.¹⁾ Mehr jedoch als das. Der höchste Gesichtspunkt für das Sprachstudium ist vielmehr ein geschichtsphilosophischer. Dies Studium, historisch wie es ist, reiht sich ein in die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt;²⁾ es hat „den Zusammenhang der Sprache mit dem Culturzustande und der Geistes-eigenthümlichkeit der einzelnen Nationen aufzusuchen;“ es hat beständig „den Gang der geistigen Bildung des Menschengeschlechts im Auge zu behalten und darin seinen eigentlichen Zweck zu suchen;“³⁾ es hat die Sprachverschiedenheit nicht bloß als eine Verschiedenheit von Schällen, sondern als eine Verschiedenheit von Weltansichten, als ein „nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Idengebiets“ anzusehn, als ein „Behikel“ somit „einer reicheren Mannigfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theils des Menschengeschlechts.“⁴⁾ Denn dies, in der That, die immer volligere Herbeiführung menschlicher Verbindung des gesammten Geschlechts, die Idee des Humanismus, ist nach Humboldt diejenige Idee, welche durch die ganze Geschichte hindurch am meisten sichtbar ist und am meisten die Bervollkommnung unsrer Gattung beweist.⁵⁾ Gerade ihrer Realisirung aber arbeitet die Sprache helfend entgegen, indem sie „mehr als sonst etwas im Menschen das ganze Geschlecht umschlingt,“ und wunderbar die nationale wie die individuelle Besonderheit mit dem allgemein Menschlichen zusammenknüpft.

1) Ueber die Aufgabe etc., G. W. I. 24. Einleitung S. 11.

2) Ueber den Dualis, G. W. VI. 564.

3) Ueber den Zusammenhang etc., G. W. VI. 428; vergl. Ueber die Verwandtschaft etc., a. a. O. S. 1.

4) Ueber das vergleichende Sprachstudium S. 247.

5) Kawi-Sprache, Bb. III. S. 426.

Und dennoch nicht in diesem teleologischen Gesichtspunkt liegt bereits der letzte und wahrste Grund des Zusammenhangs zwischen Sprache und Geschichte, zwischen Sprachwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Wiederholt vielmehr polemisiert Humboldt gegen jede im strengeren Sinn teleologische Geschichtsansicht, indem sie alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der in der Geschichte thätigen Kräfte störe und verfälsche. Immer wieder lenkt er in diesem Punkte von den Kant'schen Anschauungen hinweg und nähert sich dagegen den Herder'schen. Die Betrachtung der Geschichte nach Endursachen widerstrebt seiner Abneigung gegen alles Systematische und Constructive. Sie widerstrebt ebenso seiner Schätzung des individuell-Lebendigen. Nur in dem Individuellen kann er sich eine freie Zwecksetzung denken: er scheut davor zurück, sie mit dem Begriff eines idealen Ganzen zu verbinden. Statt von Zwecken, welche am Ziele der Weltgeschichte stehen, spricht er von Ideen und Kräften, die sich im Laufe derselben zu verwirklichen und zu manifestiren streben. „Alle Geschichte,“ heißt es in dem Aufsatz über die Aufgabe des Geschichtschreibers, „ist nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel, und so gelangt man, indem man sich blos in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt.“ Eine Anschauung, die der Aristotelischen von der Identität von αἰτία, εἶδος und τέλος auf der einen Seite ganz nahe steht, auf der anderen sie geradezu umkehrt. Ein Unterschied, wie wir denken, welcher von echt Humboldt'scher Feinheit und kaum zu halten, darum jedoch nicht weniger für Humboldt selbst von entscheidender Wichtigkeit ist. Mit Nachdruck macht er abermals im dritten Paragraphen der „Einleitung“ auf diesen Unterschied aufmerksam. In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte mache sich ein Fortschreiten bemerklich. Es zeige sich eine immer wachsende „Vermenschlichung“ und eben damit eine nicht zu verkennende „Planmäßigkeit.“ Allein sofort wird eingelenkt. Kein System der Zwecke soll damit aufgestellt sein. Nicht vorausgesetzt darf jene Planmäßigkeit werden. Ihre Erscheinung führt vielmehr zurück auf eine selbständige und ursprüngliche Ursache, auf eine Kraft, eine Idee, „ein inneres sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip.“

Dieser Grundansicht gemäß nun, „welche nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht,“ formulirt sich der Hauptsatz der Humboldt'schen Geschichtsphilosophie. Sie ist am Schlusse seines schriftstellerischen Lebens wie sie am Anfang desselben war, in der Einleitung zur Kawi-Sprache, wie wir sie im Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit fanden.¹⁾ Die letzte Idee, als deren Realisirung die Weltgeschichte sich darstellt, ist „die verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft.“ An diesen Gesichtspunkt daher knüpft sich als an den wahrhaft höchsten die Sprachwissenschaft an. Die Idee der Sprachvollendung ist nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit der menschlichen Geisteskraft zu behandeln. Denn in dieser wurzelt die Sprache. Die Sprache „ist eine der Seiten, von welchen aus die menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt.“ Sie ist „das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniß und zur Aeußerung gelangt.“ Sie ist „tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar.“²⁾ Ja, Eins hat sie vor allen übrigen Erscheinungsformen der menschlichen Geisteskraft, vor den Rechtsanschauungen und Staatsbildungen der Nationen, vor Wissenschaft und Kunst, Sitten, Werken und Thaten derselben voraus. Von allen Offenbarungen des menschlichen Geistes nämlich ist sie die unbedingt erste. Vor ihr kam nichts Menschliches im Menschen gedacht werden, sie ist die primitivste Emanation seiner Natur. Es giebt eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie die geistige Entwicklung nicht blos begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Sie ist die erste nothwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Scheinbar also den übrigen Offenbarungen der menschlichen Geisteskraft zur Seite stehend, geht sie vielmehr allen sowohl zeitlich wie innerlich voran. Es besteht eben deshalb ein nothwendiger Zusammenhang zwischen ihr und dem

1) Vergl. oben S. 65.

2) Einleitung S. 10, S. 2, S. 5.

Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit.¹⁾ Ja, selbst die Bezeichnung der Sprache als einer Offenbarungsform oder als eines irgendwie Secundären im Verhältniß zur Intellectualität trifft nicht genau die Wahrheit. Sie entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie „besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende Selbstthätigkeit;“ man „könnte die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen.“ „Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht.“²⁾ Aus dieser Identität aber und dieser Primogenitur folgt endlich, daß die Sprache auch unter allen Aeußerungen, an denen Geist und Charakter der Nationen erkennbar sind, die allein geeignete ist, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Und so gilt es mithin, die Sprachen „als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwicklung“ zu betrachten und Sprachverschiedenheit und Erzeugung menschlicher Geisteskraft in beständigem Zusammenhang als zwei sich gegenseitig bedingende und gegenseitig aufhellende Erscheinungen zu fassen.³⁾

Ohne Zweifel nun ist dies ein hochgegriffener, ja der denkbar höchste Gesichtspunkt für die Sprachwissenschaft. Er ist es, mit dessen praktischer Durchführung, wie wir an einer früheren Stelle andeuteten, auch der Gegensatz eines menschlichen und göttlichen Ursprungs der Sprachen sich noch anders als durch das bloße Wort ihrer Einheit auflöst. Aus ihm heraus wird vollständig begreiflich, wie sich für Humboldt in der Sprache der alte Traum von einer „vergleichenden Anthropologie“ und von dem philosophisch-historischen „Bilde der Menschheit“ erfüllte. Auch ist Humboldt diesem Gesichtspunkt niemals untreu geworden. Die ganze „Einleitung“ hält ihn fest; er ist der leitende Faden, welcher durch alle seine linguistischen Arbeiten sich hindurchzieht. Der ganze Umfang und die Tiefe, welche die Sprachwissenschaft dadurch erhält, ist am voll-

1) Briefwechsel mit Schiller S. 41; Einleitung S. 5, S. 36. 37.

2) Einleitung S. 5, S. 33 und S. 38.

3) Ebenbas. S. 39 und S. 3. Ueber die Consequenzen und die praktische Verwerthung dieser Ansicht siehe weiter unten, Viertes Buch, zweite Hälfte.

ständigsten und am präciseften zu Anfang des Paragraphen ausgesprochen, welcher den Abschnitt: „Ueber die Sprachen der Südsee-Inseln“ in dem großen Kawi-Werke einleitet. „Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbau's aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit, von richtig gewählten Standpunkten aus, auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit, sowie ihrem Einfluß auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehen und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwicklung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen, sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, — das ist das wichtige und vielumfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde.“

Allein je höher wir es anschlagen mögen, daß Humboldt sich bei keinem niederen als dem geschichtsphilosophischen Gesichtspunkte beruhigte, desto unbefriedigter läßt uns vielleicht die Art und das Maaf, wonach er denselben zur Geltung bringt. Indem die menschliche Geisteskraft die Angel ist, durch welche die Sprache mit der Geschichte zusammenhängen soll, so wird von hier aus nur wenig zu concreteren Bestimmungen fortgeschritten. Von dem Reichthum der geschichtlichen Mächte und ihrer Bewegung erscheint uns fast nur die Seite der intellectuellen Entwicklung. Es erscheint weniger noch die Entwicklung als das allgemeine Wesen des Geistes. Nur an einem ganz dünnen Faden sehen wir die Sprache mit der lebendigen Bewegung der Völker in Schicksalen und Thaten zusammenhängen. Es wird ausdrücklich versichert, daß sich die Sprache nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeußerungen des Völkerlebens in Verbindung bringen lasse. (Es wird¹⁾ unmittelbar die Entwicklung der Sprache immer nur mit der geistigen Eigenthümlichkeit in Beziehung gesetzt und diese in der „inneren Stimmung des Gemüths“ gesucht. So tritt das laute Getreibe und das offene, realistische Geschehen des Völkerlebens in den Hintergrund; die Geschichte, von welcher hier die Rede ist, ist nur aus dem feinsten Stoff des innerlichen Lebens gewoben; Alles was, nach dem indischen, von Humboldt adoptirten Ausdruck, der „Irdischeit“ der

1) Einleitung S. 221.

Geschichte angehört, wird nur selten und auch dann nur in ganz allgemeiner Weise berücksichtigt. Es ist die Innerlichkeit und die von der Welt abgekehrte Gemüthsstille des späteren Humboldt, welche ihn nur in den höchsten Regionen der Menschengeschichte, nur da gleichsam verweilen läßt, wo Thaten und Schicksale entweder noch ungeboren oder bereits unsterblich geworden sind. Den Blick nicht sowohl nach dem Ziel als nach dem Grunde der menschlichen Dinge hinrichtend, betrachtet er die Geschichte wie eine zweite Natur. Seine Geschichtsphilosophie ist mehr eine Physiologie der Geschichte; sie steht mit dem Einen Fuße innerhalb der Wissenschaft, die er selbst einmal als die „Naturkunde des Geistes“ bezeichnet, und schreitet mit dem anderen nur kaum über die Schwelle der eigentlichen Geschichte.

Die Grundgesetze mithin der Physiologie des ewig Menschlichen, wie es in zeitlicher Erscheinung sich darstellt, faßt er auf und verweilt bei ihnen immer von Neuem mit immer gleich tiefer Empfindung. Die „Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich;“ der Plan dieser Weltregierung ist nur soweit zu verstehen, als man, über die Erscheinung hinaus, sich zur Wahrnehmung der Ideen erhebt, welche die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.¹⁾ Diese Ideen wurzeln sämmtlich in der unergründlichen Tiefe des menschlichen Wesens; sie sind Offenbarungen der menschlichen Geisteskraft. Mit ihnen aber wirken die unabänderlichen Bedingungen des menschlichen Daseins, mit der Freiheit wirkt die Natur zusammen.²⁾

Aus dieser Grundanschauung sofort fließt ein erstes geschichtsphilosophisches Grundgesetz. Der Gedanke wird von Humboldt wiederholt, welchen Kant in dem unvergleichlichen Aufsatz: „Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ entwickelt hatte. Es findet sich in der ganzen Oekonomie des Menschengeschlechts auf Erden, daß eben dasjenige, was seinen Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfniß hat, in der weiteren Entwicklung den ideellsten Zwecken dient. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen, das dadurch bedingte Hervorgehen der ge-

1) Ueber die Aufgabe etc., S. W. I. 18. 19.

2) Ebendas. S. 19; Ankündigung a. a. D. S. 489.

bildeten, welche ebendamit zu Trägern gesteigerter Geisteskraft werden, ist ein Beleg dieser universellen Erscheinung, und es stellt sich auch von geschichtsphilosophischem Gesichtspunkt die Einheit der zwei, zuerst unterschiedenen Theile der Sprachwissenschaft dar.¹⁾

Nicht minder ist die Sprache ein Spiegel eines anderen großen physiologischen Gesetzes, welches ganz dem ideellen Theil der Geschichte angehört. „Das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, besteht aus zwei einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen,“ nämlich „dem immer abbrechenden Leben der Individuen und der Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten,“ oder, wie es ein andermal heißt, aus demjenigen, „was eine Folge der allgemeinen Natur des Menschen ist und demjenigen, was aus dem Entschluß, der Willkür und dem Geschick der Individualität hervorgeht.“²⁾ Von dieser widerstreitenden Zusammenstimmung, wie gesagt, ist abermals die Sprache eine lebendige Illustration. Nichts ist individueller und mehr dem Moment angehörig, als das Sprechen, und

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium a. a. D. S. 267. 268; vergl. Anfündigung a. a. D. S. 485 ff.

2) Einleitung S. 25. Brief an Göthe, Neue Jenaische Literaturzeitung 1843 No. 2 und bei Schlesier, II. 470; vergl. Prüfung der Untersuchungen 2c., S. W. II. 120. Am vollständigsten vielleicht in einem Briefe an die Wolzogen (a. a. D. II. 45). „Es ist,“ heißt es hier unter Anderm, „eine bewundernswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd ist, es nun doch Mittel giebt, die das Wirken fortpflanzen und sogar gewissermaassen verewigen, und daß, indem das Schicksal der Einzelnen lauter abgerissene Fäden bildet, wir wieder sehr lange und in sichtbarem, auch idealischem Zusammenhange durch große Theile der Erdgeschichte gehn, so daß sich daraus ein dem Ganzen des Menschengeschlechts und dem Planeten selbst angehörender Zusammenhang bildet. Der Einzelne scheint nur für diesen Zusammenhang dagewesen zu sein, an dem er aber weiter nicht theilnimmt. Auf das Leben, das er geführt hat, übt dieser Zusammenhang allerdings großen Einfluß aus, indem er die Lage bestimmt, in der jeder Neugeborne in die Welt eintritt. Voll benutzt wird aber dieser Zusammenhang nur von dem, der ihn im Geiste überschaut, und es leuchtet daher doch daraus hervor, daß in der Absicht der Weltordnung dennoch der Gedanke, was er erfasst und hervorbringt, das Wichtigste ist. Der Gedanke aber ist nur im Individuum vorhanden, und so ist der letzte Zweck nur in diesem.“ — Auch in den „Briefen an eine Freundin“ giebt es zahlreiche Parallelen zu dieser Ausführung.

nichts zugleich bedingter durch das Ganze der Nation und des gesammten Geschlechtes, nichts abhängiger von der Vergangenheit als die Sprache. ¹⁾)

Je weniger nun aber Humboldt nach der durchgehenden Eigenthümlichkeit seines Wesens sich entbrechen konnte, von jenen beiden Richtungen in dem Gewebe der Weltgeschichte „das Individuelle für die Hauptsache anzusehen,“ mit um so größerer Vorliebe macht er endlich auf ein drittes Gesetz aufmerksam, welches sich in der Geschichte manifestire. Es ist charakteristisch für den Mann, der auch die Arbeit des Gedankens sich zum Genuß zuzubereiten verstand, daß eine Anzahl von Ideen als Lieblingsideen von ihm gehegt und gepflegt wurden. Eine dieser Lieblingsideen begegnet uns hier. Die Geschichte nämlich ist das Resultat von Freiheit und Naturnothwendigkeit, von dem Leben der Individuen und dem Leben des Ganzen. Allein zu diesen beiden, sich zum Theil bereits deckenden und kreuzenden Erscheinungen kommt eine dritte, noch höhere Erscheinung, eine gesteigerte Wiederholung eben dieser Gegensätzlichkeit der historischen Potenzen. Es giebt nämlich eine höchste Erscheinung der menschlichen Freiheit und der menschlichen Individualität, eine strahlendste Bewährung der ideellen die Geschichte durchwaltenden Mächte. In dem Causalnexu der menschlichen Dinge giebt es Einen Theil, der sich genügend, ätiologisch, erklären läßt. Allein durchkreuzt ist dieses Gebiet von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte. Das Wirken der menschlichen Geisteskraft setzt sich zum Theil in einem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten historischen Niederschlag ab; allein daneben macht sich diese Kraft zuweilen in unerwarteten und unerklärlichen Erweisungen geltend, Leben fortpflanzend, weil sie aus vollem Leben hervorgehn, erzeugt durch den „anfachenden Odem des Genie's in Einzelnen oder ganzen Völkern.“ ²⁾) Mannigfache Erscheinungen beweisen diese Thatsache. So war z. B. die Algebra eine solche neue

1) Einleitung § 5 und 6; vergl. oben S. 498 ff.

2) Einleitung § 2. § 4. Ueber die Aufgabe ic., I. 17, 18, 20; vergl. aus früherer Zeit z. B. Ueber den Geschlechtsunterschied, G. W. IV. 277. Wie sehr übrigens auch auf die Ausbildung dieses Lieblingsgedankens Kant auf Humboldt eingewirkt haben dürfte, wird Jedem einleuchten, dem die Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft im Gedächtniß ist.

genialische und wunderbare Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes. So das Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, so die plötzliche Entwicklung freier und sich doch wieder in Schranken haltender Individualität in Griechenland. So allemal, so oft genialische Individuen oder ganze Völker dem Menschengeschlechte eine neue Richtung ertheilen. Nirgends sichtbarer aber offenbart sich diese Erscheinung als in den Sprachen. In der Geschichte aller Sprachen bildet die Einführung der Schrift ein derartiges epochemachendes Ereigniß.¹⁾ Ein anderes Beispiel ist das Entstehen der romanischen aus den Trümmern der römischen Sprache.²⁾ Eben dieses Gesetz aber setzt überhaupt der Erklärung des historischen Entstehens einer vollkommeneren aus der unvollkommeneren Sprache bestimmte Grenzen. Gerade darum muß man nach Humboldt darauf verzichten, eine allmähliche Entwicklung der Sanskrit-Sprache aus der Chinesischen nachzuweisen³⁾ und sich begnügen, beide nur ideal als Stufen gelungener Sprachbildung zu betrachten.

So lenkt die Geschichtsphilosophie Humboldt's, mit dem starken Accent, den sie auf die Bedeutung des Originellen und Genialischen legt, aus der Geschichte in die Metaphysik zurück und schiebt die zeitlichen Dimensionen der Geschichte auf einen ideellen Raum, zu Unterschieden und Stufen der Idee zusammen.

1) Ueber den Zusammenhang *ic.*, G. W. VI. 429 ff.

2) Einleitung S. 13.

3) Ebendas. S. 17.